

NEWSLETTER

OF THE

INTERNATIONAL FEUCHTWANGER SOCIETY

VOLUME 12, 2012

IN THIS ISSUE

| | |
|--|----|
| EDITORIAL | 3 |
| SERIE: <i>NEUES AUS DER FEUCHTWANGER MEMORIAL LIBRARY</i> | |
| WERDEN SIE EIN FREUND VON LION AUF FACEBOOK..... | 4 |
| CURT LOWENS EVENT | 4 |
| AUFBAU DIGITAL..... | 5 |
| SERIE: <i>NEUES AUS DER VILLA AURORA</i> | |
| DOPPELTER FÜHRUNGSWECHSEL IN DER VILLA AURORA | 6 |
| DIE PRE-OSCAR PARTY IN DER VILLA AURORA..... | 7 |
| DIE STIPENDIATEN DER VILLA AURORA, JULI BIS SEPTEMBER 2012..... | 7 |
| VORABDRUCK: LAURENT SEKSIK: <i>VORGEFÜHL DER NAHEN NACHT</i> | 8 |
| SERIE: <i>KURZ VORGESTELLT - AKTUELLE PROJEKTE UNSERER MITGLIEDER</i> | |
| EDGAR FEUCHTWANGER: <i>DISRAELI</i> | 15 |
| GENIUS LOCI DER DEUTSCHEN GESCHICHTE..... | 16 |
| SERIE: <i>AUS DER EXILFORSCHUNG</i> | |
| TAGUNG DER GESELLSCHAFT FÜR EXILFORSCHUNG..... | 22 |
| AXEL SPRINGER-STIFTUNGSPROFESSUR FÜR DEUTSCH-JÜDISCHE LITERATUR- UND KULTURGESCHICHTE, EXIL UND MIGRATION IN FRANKFURT AN DER ODER..... | 23 |
| PETER WEISS' <i>DIE ÄSTHETIK DES WIDERSTANDS</i> IN ESSEN URAUFGEFÜHRT..... | 24 |
| IM VORZIMMER VON AUSCHWITZ | 26 |
| L'EXIL DES ARTISTES – TROIS EXPOSITIONS SUR LA CÔTE D'AZUR..... | 29 |
| UPCOMING CONFERENCES..... | 29 |
| BOOK REVIEWS | |
| RÜDIGER SCHÜTT (HG.): <i>„ICH GLAUBE, WIR VERSTEHN UNS.“ KLAUS MANN UND KURT HILLER – WEGGEFÄHRTE IM EXIL. BRIEFWECHSEL 1933–1948</i> | 33 |
| NICOLE NOTTELMANN: <i>ICH LIEBE DICH. FÜR IMMER. GRETA GARBO UND SALKA VIERTEL</i> | 35 |
| ERHARD SCHÜTZ / PETER HOHENDAHL (HGG.): <i>SOLITÄRE UND NETZWERKER. AKTEURE DES KULTURPOLITISCHEN KONSERVATISMUS NACH 1945 IN DEN WESTZONEN DEUTSCHLANDS</i> | 37 |
| MADELEINE RIETRA / RAINER JOACHIM SIEGEL: <i>„JEDE FREUNDSCHAFT MIT MIR IST VERDERBLICH“ – JOSEPH ROTH UND STEFAN ZWEIG. BRIEFWECHSEL</i> | 43 |
| JÜDISCHES MUSEUM BERLIN: <i>BERLIN TRANSIT. JÜDISCHE MIGRATION AUS OSTEUROPA IN DEN 1920ER JAHREN</i> | 47 |
| WILFRIED F. SCHOELLER: <i>DÖBLIN. EINE BIOGRAPHIE</i> | 49 |

Liebe Feuchtwanger-Freunde,

mit etwas Verspätung erhaltet ihr / erhalten Sie den Newsletter 01/2012. Im letzten Newsletter habe ich euch / Sie an dieser Stelle nach Anregungen für einen Namen für unsere Publikation gefragt. Der Nachrichtenbrief der Walter A. Berendsohn-Forschungsstelle für Exilliteratur in Hamburg heißt beispielsweise *Exilograph*, *Dreigroschenheft* das Augsburger Informationsblatt zu Bertolt Brecht. Für das große Feedback möchte ich mich bedanken – allerdings sind die Würfel noch nicht gefallen. *Aurora* war der am häufigsten genannte und sehr stimmige Vorschlag, nur leider führen bereits mehrere Publikationen, darunter das Jahrbuch der Eichendorff-Gesellschaft, diesen Titel. *Weimar und Pazifik*, *Wetcheek*, *Excalibur*, *Der Spiegel* und *The Lion (of Germany) / Der Löwe (aus Deutschland)* stehen ebenfalls zur Auswahl. Habt ihr / haben Sie eine Präferenz?

Im Bereich der Exilforschung hat sich im ersten Halbjahr 2012 viel getan: Die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt an der Oder hat im April erstmals die Axel-Springer-Stiftungsprofessur für deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte, Exil und Migration besetzt, in Essen wurde Peter Weiss' *Exil des Widerstands* uraufgeführt und an der Côte d'Azur ist bis Oktober gleich an drei Orten Kunst des Exils ausgestellt. In Les Milles bei Aix-en-Provence eröffnet schließlich im kommenden September in der in den vierziger Jahren als Internierungslager genutzten Ziegelei ein Dokumentationszentrum. Über Näheres zur IFS-Tagung 2013 wird euch / Sie der nächste Newsletter informieren.

Besonders hinweisen möchte ich euch / Sie diesmal auf den Vorabdruck des Romans *Vorgefühl der frühen Nacht*. Der Roman des französischen Schriftstellers Laurent Seksik, der im Oktober als Taschenbuch bei btb erscheinen wird, beschreibt poetisch die letzten Monate Lotte und Stefan Zweigs in Brasilien.

Bevor ich euch / Sie in eine anregende Lektüre entlasse, möchte ich euch / Sie darauf hinweisen, dass Michaela Ullmann und ich jederzeit sehr dankbar für eure / Ihre Anregungen – Hinweise auf Bücher, die man rezensieren könnte, neue Autoren, Themen, Verbesserungsvorschläge, CFPs, Tagungszusammenfassungen, Exilbelletristik usw. – sind. In diesem Sinne: Ich hoffe, bald von euch / Ihnen zu hören!

Herzlichst, Magali Nieradka

Michaela Ullmann, Los Angeles

WERDEN SIE EIN FREUND VON LION AUF FACEBOOK!



Im Oktober 2009 startete die Feuchtwanger Memorial Library den Versuch einer Facebook Seite für Lion Feuchtwanger. Seitdem hat unsere Seite 356 “likes” (Stand 16.08.2012) auf Facebook, und jeden Tag werden es mehr. Wollen auch Sie auch ein Freund von Lion werden und über Veranstaltungen und Neuigkeiten in den USA, Deutschland, und weltweit auf dem Laufenden bleiben? Dann klicken Sie bitte hier: <http://www.facebook.com/lion.feuchtwanger>

CURT LOWENS EVENT



Am 26. März 2012 fand in der Friends of the Libraries Lecture Hall an der University of Southern California die Veranstaltung *Curt Lowens - Survivor, Resistor, and Actor in conversation with Wolf Gruner* statt.

Photo: v.l.: Prof. Wolf Gruner, Daisy Miller, Curt Lowens, Sonya Sharp, Michaela Ullmann. Photo by Kim Fox

Die Veranstaltung war eine Zusammenarbeit der Feuchtwanger Memorial Library mit dem USC Shoah Foundation Institute und Professor Wolf Gruners Research Cluster “Resisting the Path to Genocides“. Mehr als 50 Zuhörer kamen, um Lowens’ fesselnder Lebensgeschichte zuzuhören. Geboren 1925 als Kurt Löwenstein in Ostpreussen, wurde Lowens auf der Flucht aus Deutschland mit seiner Familie in Holland in das Camp Westerbork verbracht, doch aufgrund glücklicher Umstände kam die Familie frei und Lowens entschied sich, im holländischen Untergrund zu arbeiten und bei der Rettung jüdischer Kinder vor den Nazis zu helfen. Nach dem Krieg arbeitete Lowens als Dolmetscher für die Briten bevor er in die USA auswanderte und dort zum gefragten Film- und TV-Schauspieler wurde. Seine Erlebnisse hat Curt Lowens in seinem Buch *Destination Questionmark* (Timetrek Books, 2002) niedergeschrieben, welches zur Zeit vergriffen ist. Es gibt jedoch Verhandlungen für eine Neuauflage.



The Library of the Leo Baeck Institute has completed digitizing all issues of the German-Jewish émigré Journal, *Aufbau*, published between 1951 and 2004. The entire contents of the most important publication of the global German-Jewish refugee and exile community are now available online.

The digitization project at the Leo Baeck Institute complements the work of the German National Library, which had already digitized the issues published between 1934 and 1950 as part of its Exilpresse Digital project.

Aufbau, 1951-2004: <http://www.archive.org/details/aufbau>

Aufbau, 1934-1950: <http://deposit.ddb.de/online/exil/exil.htm>

Indexing Projects: An index to personal names that appeared in *Aufbau* between 1941 and 2003 is available online from the Aufbau Indexing Project: <http://www.calzareth.com/aufbau/search.html>

See also <http://www.lbi.org/2012/03/aufbau-digitizatio/>

Michaela Ullmann, Los Angeles

DOPPELTER FÜHRUNGSWECHSEL IN DER VILLA AURORA

In der Villa Aurora hat es zu Jahresanfang gleich einen doppelten Führungswechsel gegeben. In Berlin hat Annette Rupp die Nachfolge von Mechthild Borries-Knopp als Executive Director der Villa Aurora übernommen, in Los Angeles ist Margit V. Kleinman nun die Direktorin der Villa Aurora.



Annette Rupp hat Deutsche Literatur und Philosophie in Münster und Berlin studiert sowie zusätzliche Qualifikationen im Kulturmanagement erworben. Neben ihrer Tätigkeit als Dozentin für Projekt Management an der Universität der Künste in Berlin produzierte Annette Rupp von 1998 bis 2005 dreissig Dokumentarfilme und führte Regie für Hörbücher bei der Ventana Film- und Fernsehproduktionsgesellschaft mbH. Von 2005 bis 2009 war sie im Hauptsitz des Goethe Instituts in München für die Produktion Audiovisueller Medien zuständig. Bevor Annette Rupp Executive Director der Villa Aurora in Berlin wurde, war sie von 2009 bis Ende 2011 die Direktorin des Goethe Institut Los Angeles.



Margit V. Kleinman hat in Würzburg, Paris und Tübingen Romanistik und Germanistik studiert und von 1981 bis 1983 ihre Referendarzeit und Assessorprüfung am Gymnasium Balingen abgelegt. 1987 zog Margit V. Kleinman mit ihrem Mann und ihren Kindern Sarah und Gideon nach Los Angeles, wo sie im gleichen Jahr als Programmkoordinatorin des Goethe Institut Los Angeles startete. Durch ihre 25jährige Tätigkeit als Programmkoordinatorin des Goethe Institut L.A. ist Margit V. Kleinmann bestens mit der Kulturszene in Los Angeles bekannt.

Seit Ihrem Antritt als Direktorin der Villa Aurora in Los Angeles Mitte Mai hat sich dort schon einiges verändert. Unter dem Motto *Returning Marta's Magic* wurden die Teiche und Brunnen der Villa in Stand gesetzt und bepflanzt. Darüber hinaus wurden Patio, Garten und Balkon liebevoll mit neuen Grünpflanzen und farbenfroh leuchtenden Blumenkübeln bestückt – Marta hätte ihre helle Freude. In Zusammenarbeit mit der FML wurden einige der historischen Feuchtwanger-Möbel restauriert und historische Fotos aus dem Archiv für die Wände der Villa ausgesucht. Haus und Garten sind schon jetzt erfüllt von neuem Leben und man darf gespannt sein, was Margit Kleinman sich als nächstes einfallen lässt.

Fotos: Villa Aurora

DIE PRE-OSCAR PARTY IN DER VILLA AURORA

Wie jedes Jahr fand auch 2012 wieder die Pre-Oscar-Party – die Party für die deutschsprachigen Oskar-Nominierten – in der Villa Aurora statt. Nominiert waren in diesem Jahr Wim Wenders in der Kategorie “Bester Dokumentarfilm“ für *Pina*, Max Zähle und Stefan Gieren in der Kategorie “Bester Kurzfilm – Live Action“ für *Raju*, Lisy Christl in der Kategorie “Bestes Kostümdesign“ für *Anonymous* und Agnieszka Holland in der Kategorie “Bester ausländischer Film“ für die deutsch-polnisch-kanadische Koproduktion *In Darkness*. Die Party fand am 25. Februar unter schönster kalifornischer Sonne statt – gewonnen hat leider am nächsten Tag keiner der Nominierten. Unter <http://www.youtube.com/watch?v=IN7Lar--s34> gibt es einen kurzen Film über die diesjährige Party.

DIE STIPENDIATEN DER VILLA AURORA, JULI BIS SEPTEMBER 2012

Dietrich Brüggemann, *Filmmacher*

Michael Just, *Künstler*

Jan-Peter E.R. Sonntag, *Künstler*

Chiyoko Szlavnic, *Komponistin*

Feuchtwanger Fellow 2012:

Hassouna Mosbahi, *Schriftsteller, Tunesien*

LAURENT SEKSIK: *VORGEFÜHL DER NAHEN NACHT*



SEPTEMBER

Er warf einen Blick auf den beigefarbenen Lederkoffer, der im Flur neben den anderen Gepäckstücken stand. Dann wandte er den Kopf Mrs Banfield zu, der lieben Margarida Banfield, und streckte ihr den Arm entgegen, um das Glas Wasser zu ergreifen, das sie ihm anbot. Er dankte ihr und leerte es in einem Zug. Ihre Einladung, die Wohnung zu besichtigen, lehnte er ab, denn er kannte das Haus bereits. Jedes der winzigen Zimmer hatte ihm gefallen, die einfache und rustikale Einrichtung, der schrille und inbrünstige Gesang der Vögel draußen, die unendliche Weite des Tals vor der Veranda. Einige Dutzend Kilometer weiter

südlich erhoben sich der Corcovado und der Zuckerhut wie Monolithen über den Inseln, die aus dem Meer aufragten – diese Landschaften bargen das Herz der Welt in sich.

Für immer dahin der Nebel, der die Gipfel der Alpen einhüllt, die kalten und regungslosen Abenddämmerungen, die sich auf die Donau herabsenken, der Prunk der Wiener Hotels, die Spaziergänge bei Sonnenuntergang unter den hohen Kastanien des Waldsteingartens, das Defilee der schönen Damen in ihren Seidenkleidern, die Paraden im Fackelschein der Männer in Schwarz, die nach Blut und totem Fleisch gieren. Petrópolis würde der Ort eines vollkommenen Neubeginns sein, der Ort der Anfänge, vergleichbar jenem, an dem der Mensch aus Staub geboren worden war und wieder zu Staub werden würde, die primitive, unerforschte und jungfräuliche Welt, ein Garant für Ordnung und Gewissheit, ein Garten der Zeit, in dem der ewige Frühling herrschte.

In einer Art hypnotischer Ruhe blieb er vor dem Koffer stehen, wie durch einen Zauber gebannt. Es war der erste unbeschwerte Augenblick seit Monaten. Er suchte in der Innentasche seiner Weste nach dem Kofferschlüssel, diesem Schlüssel, den er immer bei sich getragen hatte, über den er manchmal mit den Fingerspitzen strich wie über einen kostbaren Talisman – inmitten einer eiligen Menschenmenge, auf einem Bahnsteig oder auf einer Hafenmole beim Warten auf ein Schiff oder auf einen Zug, deren Ankunft auf unbestimmte Zeit verschoben war. Der Zauber wirkte jedes Mal. Die Berührung des Schlüssels führte ihn in die Vergangenheit. Ein Streicheln über das kalte Metall schenkte ihm eine Kutschfahrt um den Ring, eine Karte für eine Premiere im Burgtheater, die Gesellschaft Schnitzlers im Restaurant Meissl & Schadn oder ein Gespräch mit Rilke in dem Kaffeehaus am Nollendorfplatz in Berlin.

Diese Zeit würde nicht mehr wiederkommen. Nie mehr Flanieren auf der Elisabethbrücke, keine Spaziergänge mehr auf der Großen Allee des Praters, weder die goldene Pracht von Schloss Schönbrunn noch das langsame Erglühen der Sonne über den Ufern der Donau würde er je wieder bewundern können. Die Nacht hatte sich für immer herabgesenkt.

Er drehte den Schlüssel im Schloss herum. Es war, als würde dem Koffer etwas wie Klarheit, Reinheit entströmen. Zum zweiten Mal brach in diesem Winkel Brasiliens der Tag an. Sein Geist, der seit langer Zeit in einem traumlosen Schlaf gefangen war, wurde von einer stillen Hochstimmung erfasst, zugleich begann sein Herz stürmisch zu schlagen, wie ein Echo. Ja, sein Herz schlug wieder.

Er spürte eine Anwesenheit hinter sich, glaubte einen Atemzug zu fühlen. Er wandte sich um, überzeugt, dass Lotte dort stand und die Szene beobachtete, ein friedlicher Pol im Aufruhr, gelassen und unbeweglich. Er wusste, dass sie die Feierlichkeit dieses Augenblicks auf die gleiche ruhige und eine Spur fatalistische Weise mit ihm zu teilen verstand, mit der sie die Tage und Wochen endlosen Schreckens, der Flucht, des ewigen Umherziehens, des ungewissen Wartens auf Visa und der endlosen Schlangen von Menschen mit verweinten Gesichtern und vergeblichen Bittgesuchen durchgestanden hatte.

Es gibt kein heiliges Asyl, keinen festen Wohnsitz mehr. Von nun an ist das Leben ein ewiges Umherirren. Der Exodus seit undenklichen Zeiten.

Er betrachtete sie. Und angesichts der Anmut, die dieses Gesicht ausstrahlte, fragte er sich, mit welchem Recht er sich anmaßte, ihren strahlenden Blick stumpf werden zu lassen und aus diesem jungen Leben eine dem Untergang geweihte Schönheit zu machen.

Die Reise würde nie enden.

Mrs Banfield hatte Tee gekocht, und fragte ihn, ob er eine Tasse trinken wollte. Er lehnte mit einem Kopfschütteln ab, doch seine Ablehnung hatte dieses Mal nichts mit der verdrossenen Schroffheit gemein, mit der er für gewöhnlich das geringste Angebot ausschlug. Es war ein ungeduldiges und fieberndes Nein, ein verheißungsvolles Nein.

In diesem Herbst 1941 hatten sie endlich einen Ort gefunden, an dem sie ihr Gepäck abstellen konnten. Jetzt würden sie viele Wochen lang den Sonnenuntergang von ein und demselben Fleck aus betrachten. Sie könnten den Menschen, die sie liebten, nun mit einem Absender auf der Rückseite ihres Briefes schreiben, einer einfachen Adresse – Rua Gonçalves Dias 34, Petrópolis, Brasilien –, wie es ihnen seit London nicht mehr möglich gewesen war. Am Ende allerdings hatten sie es in London nicht mehr ausgehalten.

Lotte begann mit ihrer sanften Stimme, die durch die Krankheit an manchen Tagen keuchend wurde, mit ihm zu sprechen – dieses unheilbare Asthma, das sich durch die Reisen noch verschlimmert hatte und sie manchmal beinahe ersticken ließ. An diesem Morgen jedoch schwang in ihrer Stimme

keinerlei Unwohlsein mit. »Ich glaube, dass es uns hier gut ergehen wird. Es ist ein herrlicher Ort. Ich bin sicher, dass Sie sich von diesen Reisen erholen und wieder ganz dem Schreiben widmen werden ... Vielleicht werden wir hier unsere alten Tage verbringen?«

Sein Blick schweifte durch die Zimmerflucht. Die Wohnung lag im Dämmerlicht. Ein schmaler Flur führte rechts zu einem quadratischen Schlafzimmer, dessen Boden ein alter Teppich bedeckte. Zwei aneinander gerückte Betten mit Eisengestellen nahmen den hinteren Teil des Zimmers ein. Auf dem Nachtkästchen eine Bibel und ein Aschenbecher.

Schmucklose weiße Vorhänge, die mit Nägeln über dem Fenster befestigt waren. Das Zimmer führte in ein Bad mit einer Sitzbadewanne aus altem Email, auf deren Rand zwei Handtücher lagen. Die Küche schien mit allem Notwendigen ausgestattet zu sein. In der Mitte des Esszimmers ein Eichentisch, vier Korbstühle, ein durchgesessener Ledersessel, ein Bücherregal. An den Wänden ein paar Stillleben. Er wohnte in einem Häuschen mit drei Zimmern. Banfield, die Amerikanerin, die mit einem englischen Ingenieur verheiratet war, hatte ihm nur einen Mietvertrag über sechs Monate für diesen kleinen Bungalow gegeben. In einem halben Jahr galt es wieder zu packen und einen anderen Aufenthaltsort zu finden. Er rechnete mit den Fingern: Im März 1942 würde man sie vor die Tür setzen. *Raus!* Auf die Straße mit den Zweigs! Sechs Monate an diesem gottverlassenen Ort im Nirgendwo. Ein Ort leuchtender Trostlosigkeit. Aber hatte er das Recht, sich zu beklagen? Die Menschen, die ihm nahestanden und im gegenwärtigen Blutvergießen versanken, suchten verzweifelt nach einem Unterschlupf für die Nacht, bettelten um hundert Dollar, damit sie den Winter überstehen konnten, flehten jeden, der einen Namen hatte, um ein Visum an. Die dem Volk des Buches angehörten, dem Stamm der Schriftsteller, waren zu Bettlern geworden. Das Häuschen in Petrópolis musste man so hoch schätzen wie den prunkvollsten Palast.

Er musste sein Anwesen in Salzburg vergessen, jenes majestätische Gebäude auf dem Kapuzinerberg, ein ehemaliges Jagdschlösschen aus dem 17. Jahrhundert, dessen Fassade an eine Verlängerung von Schloss Neuschwanstein erinnerte und in dem Kaiser Franz Joseph als Kind gespielt hatte. Dieses Anwesen war der Ort, an dem er sich immer am wohlsten gefühlt hatte, hinter seinen dicken Mauern, den Wächtern über seine Einsamkeit, wenn er schrieb oder sich seiner Schwermut hingab. In diesem vornehmen Gebäude war er glücklich gewesen.

Salzburg vergessen. Salzburg existierte nicht mehr, Salzburg war deutsch. Wien war deutsch, Wien, eine Provinz des Großen Reichs. Der Name Österreich bezeichnete kein Land mehr, nur noch ein Gespenst, das durch verirrte Gemüter spukte. Ein Leichnam. Die Bestattung hatte auf dem Heldenplatz stattgefunden, unter den Hurrarufen eines Volkes, das seinen Führer hochleben ließ. Dem Mann, der angetreten war, um die Träume von Größe wieder zu vergolden, dem »verjudeten« Wien seinen Glanz

und seine Reinheit zurückzugeben. Österreich hatte sich Hitler an den Hals geworfen. Wien, dieses Defilee märchenhafter Schönheiten mit seinen kristallinen Boulevards, wo alle Herzen aufgingen, wälzte sich im Schlamm und trocknete an der Luft des Verbrechens. Wien tanzte den Hexensabbat und streckte dem in sein Heimatland zurückgekehrten Wundersohn die Arme entgegen, nachdem dieser Braunau am Inn durchquert hatte, wo er geboren worden war. Als König von Berlin, Kaiser von Europa, von Kardinal Innitzer umschmeichelt und hofiert, kehrte er nach Hause zurück, begeistert empfangen von einer jubelnden Menschenmasse. Drei Jahre waren seit dem sogenannten Anschluss vergangen. Von den wenigen, denen in letzter Minute die Flucht gelungen war, hörte man herzerreißende Geschichten. Sie erzählten von Hunger, Leid, Elend. Der Ermordung der Wiener Juden. Das Schreckensszenario, das sich auf deutschem Boden abgespielt hatte, lief nun im Schnelldurchgang in Wien ab, dort, wo Stefan die erfüllten Stunden seines Lebens zugebracht hatte.

Sie hatten die Geschäfte geplündert, die Synagogen angezündet, die Männer auf der Straße zusammengeschlagen, die frommen Alten im Kaftan öffentlich an den Pranger gestellt. Die Bücher waren verbrannt worden – seine, die von Roth, Hofmannsthal, Heine ... –, die jüdischen Kinder waren aus den Schulen vertrieben, die jüdischen Anwälte und Journalisten nach Dachau deportiert worden. Und es waren Gesetze erlassen worden, Gesetze, die den Juden die Ausübung ihrer Berufe untersagten, Gesetze, die die Juden aus öffentlichen Parks und Theatern verbannten, Gesetze, die den Juden während der meisten Stunden Tag und Nacht verboten, auf die Straße zu gehen, Gesetze, die den Juden verboten, sich auf eine Bank zu setzen, Gesetze, die ihnen befahlen, sich bei den Behörden zu melden, Gesetze, die sie ihrer Nationalität beraubten, Gesetze, die ihnen ihr Vermögen entrissen, Gesetze, die sie aus ihren Häusern verjagten, Gesetze, die die jüdischen Familien außerhalb der Stadtmauern zusammenpferchten und einsperrten.

Der Deutsche war ein Mann des Gesetzes.

Das Drama spielte sich ausgerechnet in jener Stadt ab, in der er, Stefan, zur Welt gekommen war. »Der größte Massenmord der Geschichte«, hatte er prophezeit. Man hatte ihm nicht glauben wollen. Man hatte gesagt, er sei verrückt. Schon als er 1934, vier Jahre vor dem »Anschluss«, seine Koffer gepackt hatte, hatte man ihn als Feigling behandelt. Als erster Salzburger, als Erster der Literaten, die in den Wiener Cafés und Theatersälen zu Hause waren, war er ins Exil gegangen. »Du leidest an einer imaginären Exilpsychose«, hatte seine damalige Frau Friderike behauptet. Er hätte noch vier weitere Jahre bleiben können, wie der alte Freud es getan hatte, in der Illusion, dass das Unglück nur vorübergehend sei. Er hingegen war 1934 fortgegangen, nachdem die österreichische Polizei auf der Suche nach einem Waffenversteck sein Haus auf dem Kapuzinerberg durchsucht hatte – Waffen bei ihm, dem Lobredner des Pazifismus! Vier Polizisten in Zivil hatten ihn früh morgens aus dem Bett geklopft

und eine halbe Stunde lang mechanisch Schubläden geöffnet, Regale durchforstet und an Wände geklopft.

Sehr bald hatte er gespürt, wie der Wind sich drehte, der unheilvolle Wind, der aus Deutschland blies. Die Raserei in den Reden, die Brutalität der Handlungen verkündeten jedem, der die Augen offen hielt und den Worten eine Bedeutung beimaß, die kommende Apokalypse.

Er gehörte einer aussterbenden Rasse an: dem *Homo austriaco-judaicus*. Für solche Entwicklungen hatte er einen Instinkt, er kannte die Geschichte gut. Er hatte über alle Epochen geschrieben, über Maria Stuart und Marie-Antoinette, über Calvin und Erasmus, über den gewissenlosen Polizeispitzel Joseph Fouché und Napoleon Bonaparte. Anhand der Tragödien der Vergangenheit konnte er die heraufziehenden Katastrophen ermessen. Dieser Krieg würde mit früheren Kriegen nichts mehr gemein haben.

Seine Cousins, seine Freunde, die, die geblieben waren, die nichts hatten wissen, nicht auf seine Worte hatten hören wollen, lebten nun in Elend und Hunger. Und man erzählte, dass sich bisweilen einer dieser Verbannten in einem Anfall von Unerschrockenheit, nach der Luft im Freien gierend und dem Duft der Vergangenheit, angezogen von den Strahlen der Sonne, auf die Wiener Boulevards wagte und die Alser-straße entlangschlenderte in der Hoffnung auf tausend herrliche Momente. Dann aber, so erzählte man, erkannten Passanten ihn an seiner verstörten Miene, am Entsetzen auf seinem Gesicht, sie verlangten Auskunft von ihm, bildeten einen Menschauflauf und riefen ihn zur Ordnung, zur neuen Ordnung. Einer in der Runde warf einen Stein, ein Zweiter gab ihm eine Ohrfeige, andere stürzten sich, davon angestachelt, auf den Mann, Schläge prasselten auf ihn nieder, das Blut floss, man setzte ihm zu. Und wenn nun ein SS-Mann, der auf dem Ring flanierte und die Floriangasse hinaufging, von dem Tumult alarmiert sich der Szene näherte, dann erscholl aus der Menge ein verworrener Entrüstungsschrei, der Kreis erweiterte sich, ein tiefes Schweigen senkte sich herab, der SS-Mann zog aus seinem Gürtel eine Pistole, und die Waffe blitzte unter der Sonne Wiens. Der Mann in Schwarz visierte, zielte, eine Kugel pfiff, und der Tod holte den Frischluftliebhaber ein.

In einem Artikel in einer Wiener Tageszeitung, den man ihm hatte zukommen lassen, hatte er gelesen: »Die Wiener Stadtverwaltung hat beschlossen, in den von Juden bewohnten Wohnungen das Gas abzustellen. Die ständig wachsende Zahl von Selbstmorden durch Gas in diesen Behausungen belästigt die Bevölkerung und wird von nun an als Störung der öffentlichen Ordnung betrachtet.«

Er atmete tief die lauwarmluft ein, die der Wind durch das halb geöffnete Fenster hereinblies, und betrachtete die unermessliche grüne Weite jenseits der Dächer von Petrópolis. Plötzlich überwältigte ihn die Sanftheit der Umgebung, und seine quälende Unruhe legte sich. Er vergaß die entschwundenen Jahre, die vielen leidenden Menschen. Er dachte an Lotte und an sich selbst. Ein Gefühl

der Scham überkam ihn zugleich mit einer Empfindung von Wohlbehagen. Er musste seine Scham vergessen. Er schenkte Lotte ein zaghaftes Lächeln, verriet ihr, dass sich diese friedliche Stimmung auch ihm mitteilte. Was ihn bei ihrer ersten Besichtigung überzeugt hatte, war die Veranda gewesen, die sich an das Wohnzimmer anschloss und über der etwas Belebendes schwebte. Als er sich im Sessel ausruhte, spürte er die Vertrautheit des Orts.

Er beugte sich über den Koffer und musterte den Inhalt – an die vierzig Bücher. Die Bücher hatten mit ihm die Reise aus Salzburg gemacht. Er hatte sich vorgenommen, sie erst dann wieder ans Tageslicht zu befördern, wenn er innere Ruhe gefunden hatte. Dieser Augenblick war nun gekommen.

Er holte eines nach dem anderen hervor. Langsam betrachtete er den Einband eines jeden, strich über den Schnitt. Dann steckte er lange Zeit wie besessen die Nase zwischen die Seiten und atmete den Geruch ein, den sie verströmten. Seit seiner Flucht aus dem Haus in Österreich hatten diese Bücher kein Tageslicht mehr gesehen. Der letzte Ort, den sie gekannt hatten, war die Bibliothek in dem Haus auf dem Kapuzinerberg gewesen. Die Zeit, die Überquerung der Kontinente und Ozeane hatten ihren Duft nicht verfliegen lassen. Immer noch verströmten sie den Duft des Wohnzimmers im Salzburger Haus. Im Laufe der Jahre hatten die Seiten ihn aufgesogen – eine Mischung aus dem Geruch von Tannenbäumen, Holzfeuern und Herbstlaub, dem Aroma von Erde nach Regenschauern, Zigarrenrauch, Apfel und altem Leder, dem Duft von Frauen und Perserteppichen.



Nachdem er die ersten Werke voller Inbrunst und Feierlichkeit aufgeschlagen hatte, tauchte er nun die Nase in die folgenden. Mit vollen Zügen sog er ihren Geruch ein. Die Seiten hatten alles bewahrt. Die Vergangenheit war weder tot noch begraben. Sie war zwischen den Seiten dieser Bücher konserviert. Die Handlanger der Gestapo hatten zwar sein

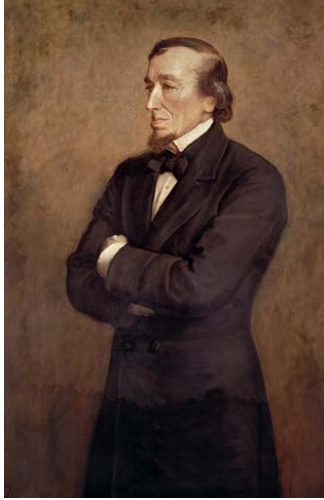
Haus am Kapuzinerberg durchsucht, doch die Aura des Wohnzimmers und der Bibliothek hatten sie nicht einfangen können. Als er vor drei Jahren dieses ehemalige Jagdschloss an eine Kaufmannsfamilie verkauft hatte, übernahm ein Antiquar die riesige Bibliothek und bot die Bände in einem Katalog zum Verkauf an. Die Bücher jedoch, die Stefan bei seiner Frau hatte einlagern lassen, waren von der Gestapo beschlagnahmt worden. Immerhin: Ein Teil der Vergangenheit war den Schändern entkommen. Diese Bücher hatten die Gerüche seines Lebens bewahrt, sie erweckten von Hofmannsthal wieder zum Leben,

wie er seine Havanna rauchte, den armen Joseph Roth, der seinen Whiskey trank, den verehrten Sigmund Freud und seine Pfeifenschwaden. Die Erinnerung an all jene, die sein Wohnzimmer betreten hatten, Franz Werfel und Ernst Weiß, Thomas Mann und Arturo Toscanini, war gerettet. All diese toten oder ins Exil getriebenen Menschen lebten von nun an auch anders weiter als durch das Heraufbeschwören ihrer Gegenwart.

Als der Koffer vollständig geleert war, verspürte er einen Anflug von Entsetzen angesichts der geringen Anzahl von Büchern, die er bei sich hatte. Er streckte eine Hand aus und durchwühlte in einer lächerlichen Geste den Boden des Koffers auf der Suche nach anderen Werken, die seine Augen womöglich nicht hatten sehen können. Seine Hand ging ins Leere.

Auszug aus VORGEFÜHL DER NAHEN NACHT von Laurent Seksik, aus dem Französischen übersetzt von Hanna van Laak, (c) 2011 by Karl Blessing Verlag, München. Die Taschenbuchausgabe erscheint am 8. Oktober 2012 bei btb.

Foto: Nathalie Deruelle



EDGAR FEUCHTWANGER: *DISRAELI*

Berlin: Duncker & Humblot, 2012

Unser IFS-Mitglied Edgar Feuchtwanger hat in diesem Jahr im Berliner Duncker & Humblot-Verlag eine politische Biographie von Benjamin Disraeli (1804-1881) veröffentlicht. Es war der größte Triumph des Liberalismus im 19. Jahrhundert, dass letzterer auf dem Höhepunkt des britischen Empires Premierminister werden konnte. Der getaufte Sohn eines jüdischen Literaten verbrachte seine Jugend am unteren Rand der vorviktorianischen aristokratischen Gesellschaft und machte durch skandalöse Liebschaften von sich reden. Hoch verschuldet, vermochte ihn nur seine Wahl zum Unterhausmitglied vor dem Gefängnis zu bewahren. Seine schriftstellerische Begabung verschaffte ihm die Wortgewandtheit, mit der er Zugang zur Macht gewann. Die noch vom Landadel beherrschte konservative Partei musste ihn schließlich als Führer anerkennen. Als Premierminister stand er in einem „ritterlichen“, fast romantischen Verhältnis zur verwitweten Königin Viktoria, das ihm auch in politischer Hinsicht von großem Nutzen war. Seine prägnanten Formulierungen – etwa die von den zwei Nationen: die Nation der Reichen und die der Armen, in die England auseinanderfalle – werden bis heute zitiert und man schätzt ihn als den Staatsmann, der eine konservativ eingestellte, wahlberechtigte Masse antizipierte.

Bestellungen können an jede Buchhandlung oder direkt an den Verlag gerichtet werden. E-Books für den Privatgebrauch finden Sie zum Sofort-Download auf der Website des Verlags; eine Nutzung für Institutionen ist über eLibrary möglich.

Duncker & Humblot GmbH · Berlin

Postfach 41 03 29 · D-12113 Berlin · Telefax (0 30) 79 00 06 31

Print: -978-3-428-13156-3 € 28,-

E-Book: -978-3-428-53156-1 € 26,-

Print & E-Book: -978-3-428-83156-2 € 38,-

GENIUS LOCI DER DEUTSCHEN GESCHICHTE

Peter Schubert, Los Angeles

Der Dichter Thomas Mann ließ sich 1941 im kalifornischen Exil eine stattliche Villa bauen – Nun wird ein neuer Mieter für das „Haus des Zauberers“ in Pacific Palisades gesucht.

Los Angeles, 20. Februar 2012 – Die Dichtkunst hat eine Anschrift: 1550 San Remo Drive in Pacific Palisades, CA 90272. Hier, zwischen Los Angeles und Santa Monica, auf einem Zauberberg am Pazifischen Ozean gewissermaßen, hat einst Nobelpreisträger Thomas Mann mit seiner Familie im amerikanischen Exil gelebt. Er bewohnte die Villa von 1942 bis zu seiner Übersiedlung in die Schweiz anno 1952.



Seit nunmehr über 60 Jahren kann das Gebäude jetzt erstmals besichtigt werden. Bei einem Maklertermin vor Ort.

Foto: Teilnehmer der IFS Konferenz 2007 bei der Besichtigung des Mann Anwesen

Oder auch auf einer Internetpage für kalifornische Traumhäuser aus der Ferne: <http://www.dreamhomephoto.com/1550sanremo>. Die amerikanische Familie Lappen hatte den Manns die Villa einst abgekauft und bis heute in Ehren gehalten. Selbst die Gedenkplakette mit Text in Deutsch und Englisch, gleich neben dem Klingelknopf der jüdisch-stämmigen Eigentümer, wirkt mit ihrer Patina wie eine stolz zur Schau getragene Mesusa am Türrahmen.

Chet Lappen und seine Frau Jon lebten hier mit ihren vier Kindern, bis der angesehene Rechtsanwalt im Dezember 2010 im Alter von 91 Jahren verstarb. Nachdem auch Jon Lappen jüngst ausgezogen ist, wird nun ein neuer Nutzer gesucht, „Ein Verkauf steht für uns nicht zur Diskussion“, sagt Miterbin Sally Lappen aus Berkeley. Vorerst jedenfalls sucht Jonathan Lappen, ältester Sohn und gleichfalls ein prominenter Rechtsanwalt in Los Angeles, einen Mieter für die Villa mit ihren acht Zimmern und fünf Bädern. Der Erben-Trust erhofft sich 15.500 Dollar Miete im Monat. Ein Schnäppchen im Vergleich zu manch anderer Luxusherberge, die die Maklerfirma Coldwell Banker etwa in Beverly Hills anbietet. Als Einfamilienhaus freilich nichts für den Normalverdiener. An Anzeigen in deutschen Zeitungen hat der zuständige Agent Stephen Apelian bisher „nicht gedacht“. Dabei dürften hier eine ganze Reihe belebte

Interessenten sitzen. Das Mann-Anwesen ist ja nicht irgendein Haus. Selbst Apelian muss eingestehen: „Mir wird nun erst ganz allmählich bewusst, welche Bedeutung Thomas Mann für die Deutschen hat.“



Foto: Magali Nieradka

Vom Genius loci spricht man gemeinhin, wenn man den Geist eines Ortes beschwören möchte. Selten hat der lateinische Begriff eine so passende Bedeutung gehabt wie für das ehemalige Domizil Thomas Manns im Vorort Pacific Palisades. Es sei das Haus gewesen, in dem er sich Zeitlebens am wohlsten gefühlt hat, weiß der Literaturwissenschaftler und Thomas-Mann-Experte Prof. Ehrhard Bahr und verweist auf seine Entstehungsgeschichte: Es sei extra nach Vorstellungen der Manns von dem Berliner Architekten Julius Ralph Davidson (1889–1977) erbaut und nach Manns Geschmack vom Innenarchitekten Paul Huldshinsky (1889–1947), einem Freund der Manns aus München, eingerichtet worden.

Sally Lappen erzählt die Familienanekdote, dass „selbst nach Manns Rückkehr nach Europa eine Zeit lang immer noch die Hunde aus der Nachbarschaft am Eingangstor warteten, um Mann bei nachmittäglichen Spaziergängen zu begleiten“.

Im Buch *Weimar am Pazifik* schildert der Literatur-Professor Bahr die Geschichte, wie sich Thomas Mann zunächst erst den aufdringlichen Avancen des bis heute als Stil prägend für die kalifornische Moderne gefeierten Wiener Architekten Richard Neutra erwehren musste. Neutra hatte Mann schon im April 1938 auf einem architektonischen Streifzug durch Los Angeles geführt und war „wohl fest davon ausgegangen,“ als Baumeister angeheuert zu werden. Doch schon gleich danach hatte Thomas Mann seinem Tagebuch die tiefe Abneigung gegenüber Neutras „kubistischem Glas-Schachtel-Stil“ anvertraut. Späterhin auf einer Exilanten-Party der Berliner Schriftstellerin Vicki Baum (*Menschen im Hotel*) soll sich Mann sogar lauthals darüber beschwert haben, „wie ihm dieser Neutra auf die Nerven geht.“

Ein unerhörter Vorfall: Statt für die optimistische Avantgarde entschied sich Thomas Mann für eine eher konservative Gemütlichkeit. Viel Glas gibt es in dem zweigeschossigen Haus mit seinem überladenden Dachsims zwar auch, doch bei allem Licht, der Stuck überwiegt. Ganz anders zwar als bei Manns alter, inzwischen wieder rekonstruierter Villa im Münchner Stadtteil Herzogpark. Aber auch deutlich größer, als das vom Preisgeld für den Literatur-Nobelpreis (*Die Buddenbrooks*) anno 1929 errichtete

Sommerhaus im ostpreußischen Nidda an der Kurischen Nehrung (heute in Litauen). Beide Häuser hatte die Familie 1933 in Folge der Ausbürgerung durch das Deutsche Reich verloren. Nur wenige Möbel und Bücher konnten damals über die Schweiz ins Exil in den USA gerettet werden.

Nach einem Aufsatz Heinrich Wefings in *Sinn und Form* 2004 wird das Anwesen am westlichen Stadtrand von Los Angeles zumeist ehrfurchtsvoll als das „Haus des Zauberers“ bezeichnet. So ist es nicht nur in die Literatur-, sondern auch die Architekturgeschichte eingegangen. Sein Planer „J.R.“ Davidson, frühzeitig 1924 nach Los Angeles emigriert und von daher bestens mit der in Kalifornien Raum greifenden „Neutra-Moderne“ vertraut, hielt sein Haus selbst zwar für nicht gelungen. Es sei „auf nostalgische Weise deutsch,“ monierte er laut Wefing. Immerhin avancierte auch Davidson in den 30er-Jahren wie Richard Neutra und Rudolf Schindler zu den führenden Architekten von Los Angeles. Im *Architectural Guidebook* von Los Angeles (2003) wird das weitgehend überwucherte Haus auf Seite 52 als Nummer 37 nur recht kurz erwähnt. Mit dem Hinweis: „weil wir wissen, dass es da ist.“ Leider könne „man es gar nicht recht sehen“ von der Straße. „Bedauerlich, wo sich die Manns doch so außerordentlich intensiv mit den Planungen beschäftigt haben,“ heißt es weiterhin. Eingetragenes Baudenkmal ist das Gebäude nicht.

Thomas Mann jedenfalls hatte von Anfang an sehr klare Vorstellungen geäußert für Seven Palms, wie er das Grundstück anfangs bezeichnete. Schon bei dessen Auswahl im so Riviera-Viertel der Palisades, nicht weit entfernt von seinem zuvor angemieteten Haus 520 Amalfi Drive, war ihm die prächtige mediterrane Vegetation auf dem Gelände aufgefallen. Prof. Bahr spricht von einer Symbiose der inneren und äußeren Topographie, die sich zugleich in gesteigerter Produktivität bemerkbar machen sollte. „Er saß damals am vierten Band des Josephsromans, *Joseph der Ernährer*,“ so Bahr. „Der Kauf des Grundstücks wurde besonders durch die sieben Palmen motiviert, die sich dort befanden und Mann an das biblische Ägypten und Kanaan erinnerten.“ Kaum etwas konnte Thomas Mann hier von der Arbeit abhalten. Spaziergänge führten ihn nur in die Nachbarstraßen. Zum Einkaufen nach Westwood, dem Studentenviertel südlich der UCLA, muss man noch heute das Auto nehmen.

Die Zeit, die Thomas Mann zuvor als Gastprofessor an der Universität Princeton in New Jersey verbracht hatte, war in Kalifornien rasch vergessen, dank seines neuen Arbeitszimmers. „Das schönste, das ich je hatte“, schrieb Thomas Mann seiner Tochter Erika gleich nach Einzug Anfang 1942. Und weiter: „Die Bibliothek nimmt sich unvergleichlich besser darin aus als in Princeton, und bei der strahlenden Doppelaussicht durch die Venetian blinds sollte der *Joseph* mir eigentlich von der Hand gehen.“ Selbst im Nachhinein, beim Vergleich mit seinem letzten Haus in Kilchberg am Zürichsee, notierte Thomas

Mann 1953 beim Betrachten alter Fotos traurig: „Das Haus war so ganz das meine. Dies hier mag ich nicht.“ Sein Lieblingssofa hatte er aus Kalifornien mitgebracht.

Über die ästhetische Ebene hinaus und die private Bedeutung, die die Villa verkörpert, tritt aus heutiger Sicht natürlich zugleich die zeithistorische Perspektive hervor. Das Haus am 1550 San Remo Drive ist nämlich obendrein ein Originalschauplatz deutscher Geschichte – zwar nicht mehr im Original erhalten, dennoch weitgehend intakt als Erinnerungsort.

Hier hat Thomas Mann die meisten Ansprachen für seine Radiosendung *Deutsche Hörer!* verfasst, die während des Zweiten Weltkrieges einmal im Monat vom BBC über Langwelle in fünf- bis achtminütigen Beiträgen in die Tiefe des Nazi-Reichs übertragen wurden. Goebbels' Propaganda-Monopol im Rundfunk war damit gebrochen. Am berühmtesten ist wohl die Ansprache Manns vom 14. Januar 1945: „Wäre dieser Krieg zu Ende! Wären die grauenhaften Menschen erst beseitigt, die Deutschland hierhin gebracht haben, und könnte man anfangen, an einen Neubeginn des Lebens, an ein Forträumen der Trümmer, der inneren und äußeren, an den allmählichen Wiederaufbau, an eine verständige Aussöhnung mit den anderen Völkern und ein würdiges Zusammenleben mit ihnen zu denken! – Ist es das, was Ihr wünscht? Spreche ich damit Eure Sehnsucht aus? Ich glaube es. Ihr seid des Todes, der Zerstörung, des Chaos übersatt, wie sehr Euer Heimlichstes zeitweise danach verlangt haben möge. Ihr wollt Ordnung und Leben, eine neue Lebensordnung, wie düster und schwer sie sich für Jahre auch anlassen wird.“

Wohlgemerkt, die Platten wurden erst in Los Angeles in einem Studio aufgenommen, dann per Clipper nach New York geflogen und von dort aus schließlich per Kabel ins BBC-Funkhaus nach London überspielt. Niemand anderes ist während des Krieges öffentlich so entschieden als Kritiker Hitlers und seiner NS-Diktatur in Erscheinung getreten wie Thomas Mann. Dass er in Pacific Palisades 1943 auch noch seinen Weltkriegsroman *Doktor Faustus* begann, der maßgeblich von Manns Bekanntschaft mit dem Exilanten Arnold Schönberg und der von ihm in Los Angeles entwickelten Zwölftonmusik bestimmt ist, und hier 1944 endgültig die US-amerikanische Staatsbürgerschaft annahm, sind da beinahe nur Fußnoten. Die Emigration von der Emigration 1952 hatte mit der Intellektuellen-Hatz während der McCarthy-Ära zu tun, nicht mit seinem Heim. Als „bedrückend und aufregend“ empfand es Thomas Mann, als der Grundstücksmakler im Garten das Schild zum Verkauf von Haus und Grundstück anbrachte. Einiges haben die Manns sogar hinterlassen. „Erika Manns Army-Jacket etwa“, sagt Sally Lappen, „und Katia Manns großen Schlüsselring für alle Schränke im Haus. Mit dem habe ich als Kind immer gespielt.“ Auch manche Drucke und Bilder verblieben an den Wänden. „Meine Mutter hat sie

abgehängt, aus Sorge dass irgendein Gast sie womöglich als sein einstiges Geschenk an die Manns identifizieren könnte.“

Bemerkenswert ist, dass Thomas Mann damals im Garten am San Remo Drive eigenhändig Großteile seiner heute so geschätzten Tagebücher verbrannt hat. Alle Annalen vom Dezember 1921 bis zum März 1933 wurden dabei zerstört, während alle anderen Bände 20 Jahre nach Manns Tod sukzessive veröffentlicht werden durften. Dokumente der sichtlichen Heiterkeit, die an Pacific Palisades von den Manns bei aller Sorge um den Kriegsverlauf durchaus ausgelebt wurde, sind die Foto-Porträts von Thomas Mann in seinem Garten. Fast immer ist auf den Schwarz-Weiß-Aufnahmen eine jener sieben Palmen zu sehen oder einer der vielen Zitronenbäume. „Den Zitronenhain gibt es leider nicht mehr, weil ein Teil des Grundstücks zum Bau eines Nachbarhauses abgeteilt wurde. Auch von den Palmen stehen nur noch drei“, erzählt Sally Lappen.

Was also wird geschehen mit dem Haus? Immer mal wieder stehen deutsche Touristen auf der Auffahrt, um wenigstens die Hausnummer auf einem Souvenirfoto abzulichten. „Nachdem einmal Susan Sontag in einem Zeitungsessay ihre Verehrung für Thomas Mann und ihre eigene Pilgerreise von Los Angeles raus nach Pacific Palisades kamen plötzlich auch unzählige Amerikaner“, schmunzelt Sally Lappen. LA-Besucher Jürgen Feldpusch aus Wiesbaden schrieb indessen über seine Spurensuche nach den deutschen Emigranten in Kalifornien: „Es mag Kultur-Fetischismus sein, nach Los Angeles zu reisen und sich die ehemaligen Wohnhäuser von deutsch-jüdischen Schriftstellern und Intellektuellen anzuschauen, aber ich denke, sie haben für mich als Nachgeborener einen anderen Symbolwert als der Walk of Fame in Hollywood, zu dem abertausende Touristen eilen.“

In Deutschland wäre die Immobilie wohl sicher ein Fall für die Thomas-Mann-Gesellschaft in seiner frühen Heimatstadt Lübeck. Für gerade mal 1000 Mitglieder ist aber womöglich die monatlich fällige Miete zu hoch – vom Lohn des Hausmeisters ganz zu schweigen. Eine große Chance könnte die Villa für Kulturstaatsminister Bernd Neumann (CDU) sein, der sie mit Bundesmitteln zur Gedenk- und Kommunikationsstätte in Erinnerung an die Tausenden jüdischer Emigranten aus Deutschland und Österreich machen könnte, die Los Angeles zu dem gemacht haben, was es heute ist: eine kulturelle Weltstadt.

Wenn da nur nicht, wenige Kilometer entfernt, gleichfalls in Pacific Palisades die Villa Aurora am Paseo Miramar wäre – das Haus von Lion Feuchtwanger (*Jud Süß*) und seiner Frau Marta. Gute Freunde der Manns waren die beiden und bildeten gemeinsam den Inner-Circle der deutschsprachigen Exilanten in „Weimar on the beach“. Das im typisch Spanischen Stil erbaute Haus wird seit 1995 von

deutschsprachigen Stipendiaten als eine Art kalifornische Villa Massimo für Kulturprojekte aller Couleur genutzt – anders als in Rom entstehen hier freilich eher neue Drehbücher oder obskure Dokumentationen über die Dubstep-Szene in L.A. Einmal im Jahr, am Vorabend der Oscar-Verleihung in Hollywood, feiert sich hier auf einer Gartenparty vor allem die deutsche Filmszene – der Produzent Bernd Eichinger, unser Mann für Hollywood, war hier stets Stammgast. Jeglicher Dialog mit amerikanischen Filmemachern wird zwar vom Protokoll eher gemieden. Dennoch hat sich die von einer Stiftung getragene Villa Aurora als Laboratorium deutscher Kultur neben dem Goethe-Institut in Kalifornien etablieren können.

Kein Platz mehr also für Thomas Mann neben Feuchtwanger? Das wäre natürlich kaum vorstellbar. Denn während Feuchtwangers Werke allmählich in Vergessenheit geraten bei den zeitgenössischen Lesern in Deutschland, ist Thomas Mann, vor allem wenn man Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki fragt, natürlich die säulenheilige Ikone in der Nachfolge Goethes. Was also tun, bevor die Villa eines Tages für Dreharbeiten wie Casting-Shows à la *Germany's Next Topmodel* herhalten muss wie schon so manche Latifundien in Beverly oder den Hollywood Hills? Die Lappens beteuern, sie wollten dies „unbedingt verhindern.“ Privates Stiftungskapital wäre eine Lösung. Vielleicht ließe sich an der Westküste eine Art erweiterter Atlantikbrücke e.V. der deutschen Wirtschaftselite einrichten oder ein intellektuelles Aspen-Institut wie in Berlin auf der Insel Schwanenwerder für den politisch-kulturellen Austausch zwischen Deutschen und Amerikanern. Die Erbegemeinschaft hat bislang nur nach einer Familie als Nachmieter gesucht. „Der Gedanke an eine Gedenkstätte ist überraschend“, gesteht Sally Lappen. Ein bisschen Zeit ist hoffentlich noch. Makler Stephen Apelian behauptet zwar, es gebe inzwischen „einen ernsthaften Interessenten für einen Drei-Jahres-Vertrag“. Die Courtage will halt verdient werden.

Der Artikel erschien im Februar 2012 in der "Welt" und wird an dieser Stelle mit Genehmigung von Peter Schubert wiederabgedruckt.

TAGUNG DER GESELLSCHAFT FÜR EXILFORSCHUNG

Amsterdam, International Institute of Social History (23.-25.03.2012)

Alexandra Tyrolf, Leipzig

Die Tagung der Gesellschaft für Exilforschung mit dem Titel *Quo vadis, Exilforschung. Stand und Perspektiven. Die Herausforderung der „Globalisierung“* fand in diesem Jahr in den Räumen des International Institute of Social History in Amsterdam statt. Um möglichst viel Raum für Präsentationen zu schaffen und um allen Bewerbern ein Forum für die Vorstellung der eigenen Arbeit zu gewähren, wurden die TeilnehmerInnen der Konferenz angehalten, in zwölf- bis zwanzigminütigen Vorträgen ihre gegenwärtigen Arbeiten und Überlegungen zu präsentieren. Dem breit angelegten Rahmen der Tagung entsprechend sprachen ForscherInnen aus den Niederlanden, Deutschland, Großbritannien, den Vereinigten Staaten von Amerika, der Russischen Föderation, Österreich, Frankreich und Japan zu den unterschiedlichsten Themen der Exil- und Migrationsforschung. Dabei war es ein Ziel der Tagung, die beiden Disziplinen in Dialog zu bringen und dementsprechend über Entwicklungsmöglichkeiten der Exilforschung zu sprechen. Anhand der Dissertationsprojekte wurde deutlich, dass die gegenwärtige Forschung vor allem durch die Diversität der Themen bestimmt ist: So problematisierte Christie Miedema, Doktorandin am German Institute in Amsterdam, die Bestimmung des Exilbegriffs vor dem Hintergrund ihres Projektes, in dem sie sich mit polnischen und ostdeutschen Exilierten im Westen in den 1980er Jahren befasst. Auch die Arbeit von Emre Erol zu der Geschichte der westanatolischen Stadt Eski Foça in der Zeit von Kriegen und Nationalstaaten sowie das Projekt Cristos Mais, der sich mit griechischen marxistisch-leninistischen Flüchtlingen in den Ostblockstaaten beschäftigt, illustrierten die thematische Vielfalt neuerer Arbeiten im Bereich der Exil- und Migrationsforschung. Diese praktisch-thematische Umsetzung korrespondierte mit den theoretischer orientierten Vorträgen, die sich um eine dem Gegenstand angemessene Begriffsbildung bemühten. So sprach Lutz Winckler zu der historischen Entwicklung von Themen und Methoden der Exilforschung während Johannes Evelein zum Wert des Begriffes „Exil“ als kritische Kategorie im 21. Jahrhundert referierte. Doerte Bischoff entwickelte aus ausgewählten Texten von AutorInnen jüdischer Herkunft die Frage, auf welche Art und Weise aktuelle Debatten zu Gemeinschafts- und Identitätskonzepten jenseits nationaler Orientierungen von diesen Erfahrungen und Traditionen profitieren können. Der inhaltlichen Vielfalt entsprechend wurde überlegt, im Rahmen der nächsten Tagung der Gesellschaft für Exilforschung im Jahr 2013 in begleitenden Workshops zu Begriffsbildung und methodischen Ausrichtungen zu arbeiten. Bezugnehmend auf den

Titel der Tagung, in dem die Frage nach der Entwicklung der Exilforschung im Zentrum stand, kann diese erste Antwort nur begrüßt werden.

AXEL SPRINGER-STIFTUNGSPROFESSUR FÜR DEUTSCH-JÜDISCHE LITERATUR- UND KULTURGESCHICHTE, EXIL UND MIGRATION IN FRANKFURT AN DER ODER



Prof. Dr. Kerstin Schoor hat seit April 2012 den an der Europa-Universität Viadrina (EUV) in Frankfurt an der Oder neu eingerichteten Lehrstuhl für deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte, Literatur des Exils und Migration im deutschsprachigen, europäischen und außereuropäischen Raum vom ausgehenden 18. bis zum 21. Jahrhundert inne. Er fügt mit dieser thematischen Fokussierung dem fachlichen Spektrum der Kulturwissenschaften an der EUV eine weitere spezifische Facette hinzu.

Foto: Europa-Universität Viadrina

Im Bereich der deutsch-jüdischen Literatur und Kulturgeschichte setzt der Lehrstuhl einen besonderen zeitlichen Schwerpunkt im 20. und 21. Jahrhundert. Es gehört zu einem seiner wesentlichen Vorhaben, den seit Jahrzehnten betriebenen Forschungen zur Literatur des antifaschistischen Exils, zur sogenannten Inneren Emigration und zur NS-Literatur eine Betrachtung der literarischen Kultur und Kommunikation deutscher Juden im nationalsozialistischen Deutschland vergleichend zur Seite zu stellen. Das Projekt einer neu zu schreibenden Geschichte deutschsprachiger Literatur für die Jahre nach 1933 gehört daher zu seinen spezifischen Forschungsvorhaben.

Die Lehrstuhlinhaberin promovierte (1989) über das Thema *Verlagsarbeit im Exil. Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Abteilung des Amsterdamer Allert de Lange Verlages 1933–1940*. 2009 habilitierte sie mit der Arbeit *Vom literarischen Zentrum zum literarischen Ghetto. Studien zu deutsch-jüdischer literarischer Kultur und Kommunikation in Berlin zwischen 1933 und 1945*. Ein Interview mit Prof. Dr. Schoor ist für den nächsten Newsletter geplant.

PETER WEISS' *DIE ÄSTHETIK DES WIDERSTANDS* IN ESSEN URAUFGEFÜHRT

Anja Schnabel, Nürnberg



“Wer ist dieses Ich? Ich selbst bin es. Das Buch eine Suche nach *mir selbst.*“, schrieb Peter Weiss im Dezember 1976 in sein Notizbuch. Doch so einfach ist sie nicht, die Gleichsetzung von Autor und Ich-Erzähler in jenem Roman, der Peter Weiss hier beschäftigte. Schon 1971 formulierte Weiss erste Gedanken zu dem Projekt, das ihn schließlich zehn Jahre lang in den Bann ziehen sollte und am Ende fast 1000 Seiten umfasste: *Die Ästhetik des Widerstands* (*ÄdW*), erschienen in drei Bänden (1975, 1978, 1981). Die Romantrilogie, oftmals als erzählerisches Jahrhundertwerk bezeichnet, stellt die Summe von Weiss' Lebenserfahrungen als Maler, politisch denkender Schriftsteller und experimenteller Filmmacher dar. Gemälde von Picasso, Goya und Géricault, aber auch die Architektur Antoni Gaudís und die kambodschanischen Tempelanlagen von Angkor Vat sind in die Schilderungen geschichtlicher Ereignisse am Vorabend des Zweiten Weltkrieges eingebettet. Indem Weiss historische Vorgänge mit Werken der Weltliteratur und bildenden Kunst verknüpfte, stellte er den Hauptfiguren seines Romans – einem “*theatrum mundi*” gleich – die Welt als Bühne bereit.

Genau dies hat jetzt das Grillo-Theater in Essen gewagt: Einunddreißig Jahre nach Erscheinen des letzten *ÄdW*-Bandes haben Regisseur Thomas Krupa und Dramaturg Tilman Neuffer den Roman auf die Bühne gebracht und das Publikum im Vorfeld der Uraufführung durch ein literarisches Rahmenprogramm (unter anderem mit Gunilla Palmstierna-Weiss, der Witwe des Autors) bestens vorbereitet. In einer überarbeiteten, gekürzten, zum Teil Romanfiguren zusammenfassenden Version haben Krupa/Neuffer mit Hilfe von elf Schauspielern (fünf Frauen und sechs Männern) das Kunststück vollbracht, diesen nicht immer leicht zu lesenden, oft sehr ins Detail gehenden Roman abwechslungsreich und vor allem bildmächtig-intensiv zu theatralisieren – schon allein das ist außergewöhnlich und verdient Anerkennung. Dass die dreieinhalbstündige Inszenierung dabei durchaus Längen aufweist und an einigen Stellen sogar den Kenner der *ÄdW* ins Grübeln bringt, da sich nicht alle Bühnenszenen der Romanvorlage zuordnen lassen, ist einerseits zwar bedauerlich, schmälert andererseits aber auch nicht das Theatererlebnis.

Ganz an das Original angelehnt, lassen Krupa/Neuffer ihr Stück am 22.09.1937 vor dem Pergamon-Altar in Berlin beginnen, jenem zentralen Ort, an dem die Protagonisten das erste Mal über Kunst und

Widerstand debattieren. Doch es geht schnell weiter im Text bzw. auf der Bühne: Spanien, Paris, Schweden und Plötzensee heißen die Stationen, die die Zuschauer nun im Gefolge des Ich-Erzählers und seiner Freunde miterleben. Ein Film über den Spanischen Bürgerkrieg leitet das Spanien-Kapitel ein. Von Gitarrenmusik untermalt, singen einige Schauspieler ein Lied über Don Quichotte, während zuerst Zeichenstudien von Picasso und später das berühmte *Guernica*-Bild an die Wände projiziert werden. Auch die nächste Station – Paris 1938 – wird durch ein Gemälde versinnbildlicht: Géricaults *Das Floß der Medusa*. Hier hat sich die Regie etwas Besonderes einfallen lassen, denn das Gemälde überschattet nicht nur als transparente Folie die komplette Bühne, sondern wird auch durch das Ensemble eindrucksvoll nachgestellt. Entscheidend für die gesamte Inszenierung ist zudem die von Mark Polscher verantwortete Musik. Teils als Unterhaltung zwischen den Szenen gedacht, teils die Auftritte auf verstörende Art unterstreichend, bestimmt sie abwechslungsreich und konstitutiv die Aufführung. Wie geschickt das musikalisch-vielfältige Spektrum eingesetzt wird, verdeutlicht der noch im Paris-Abschnitt eingespielte Film über einen singenden, aus Sinti und Roma bestehenden Kinderchor. Überaus subtil wird damit auf den Holocaust angespielt, der im Roman eine zentrale Rolle spielt, von Krupa/Neuffer als Bühnenthema jedoch nicht überstrapaziert wird. Ein bisschen weniger “Geschichte” hätte es dagegen in den letzten beiden Akten (Schweden 1939 und Berlin 1942) dennoch sein dürfen: Die immer wiedereingeblendeten Überschriften, zum Beispiel “Nichtangriffspakt”, zur zeitlich-politischen Orientierung des Zuschauers oder auch die mit Laser an die Wände geschriebenen Namen von Widerstandskämpfern und Politikern überfordern und ermüden das Publikum die letzte Stunde. Hier hätte man sich eine größere Freiheit gegenüber der Textvorlage gewünscht.



Doch es gibt große Szenen von ungeheurer Intensität, – beispielsweise als die kommunistische Widerstandskämpferin Lotte Bischoff von ihrer illegalen Schiffspassage von Schweden nach Deutschland berichtet und während ihrer Erzählung ein Wellenmeer auf die Bühne projiziert wird, so dass der Eindruck entsteht, sie werde von den Wogen der Geschichte gleichsam hinweggespült; oder der aus Kambodscha zurückgekehrte Kommunist Richard Stahlmann, der zu einem Dokumentarfilm über Angkor Vat seine Abenteuer beschreibt, äußerlich an Fidel Castro erinnert und damit eine Brücke schlägt zur kommunistischen Revolution auf Kuba Ende der fünfziger Jahre. Ganz stark ist jedoch die sich zur Pause einstellende Szene um die Mutter-Figur des Ich-Erzählers: Im herabfallenden Schnee stehend, flüstert sie ins Publikum hinein, zählt leise vor sich hin,

bis sich nach der Pause die Reihen vor ihr wieder füllen und sie ihren erschütternden Monolog über ihre Erlebnisse im Vernichtungslager Sobibor beginnt.

Krupa/Neuffer haben mit ihrer Inszenierung Pionierarbeit geleistet. Es ist ihnen gelungen zu zeigen, dass die *ÄdW* auch für die Bühne geeignet ist. Zweifellos hätte eine stärkere Loslösung vom Roman der Inszenierung gut getan, doch auch so ist ein spannender, wenngleich nicht unanstrengender Theaterabend entstanden, dem hoffentlich viele weitere Inszenierungen folgen werden.

Fotos: Anja Schnabel

IM VORZIMMER VON AUSCHWITZ

Rolf Liffers, Bormes-les-Mimosas



Im Lager von Les Milles erfüllten sich viele schreckliche Schicksale. 10 000 Menschen aus 38 Ländern saßen hier hinter Stacheldraht, unter ihnen Erfolgsautoren wie Lion Feuchtwanger, Walter Hasenclever und Franz Werfel. Auch viele Künstler wie Max Ernst, Karl Liebknechts Sohn Robert und Hans Bellmer waren während des letzten Krieges im Camp des Milles eingesperrt.

Über 2000 Juden wurden aus der einstigen Ziegelei vor den Toren von Aix-en-Provence nach Auschwitz gebracht, darunter mehr als hundert zum Teil noch kleine Kinder. Jahrzehnte lang drohte Gras über die finstre Geschichte zu wachsen.

Jetzt endlich, im September dieses Jahres, wird dank einiger unentwegter, wacher und kritischer Geister zur Erinnerung an jene Zeit «das einzige große und noch intakte französische Internierungs- und Deportationslager» als begehbare Gedenkstätte seiner Bestimmung übergeben. Angela Merkel und François Hollande werden nach Informationen der *Riviera-Côte d'Azur-Zeitung (RCZ)* zur Eröffnung des staatlichen Site-Mémorial erwartet, das zu den bedeutendsten Projekten der Europäischen Kulturhauptstadt Marseille-Provence 2013 gezählt und sich in seiner pädagogischen Arbeit insbesondere der deutsch-französischen Jugend zuwenden wird.

„Ich bin überzeugt, dass das Lager von Les Milles ein wichtiger, sogar sehr wichtiger Ort für das nächste Jahrhundert sein und bleiben wird“, bewertet Elie Wiesel – selbst Überlebender des Holocaust und

Friedensnobelpreisträger von 1986 – die Bedeutung des Ortes, an dem bis zu ihrer Zweckentfremdung im September 1939 eine Ziegelei produzierte. Dass der Eröffnungstermin jetzt ausgerechnet auf den 10. September festgelegt wurde, ist durchaus kein Zufall. Denn am 10. September 1942 – also vor dann genau 70 Jahren – war der letzte Häftlingstransport von Milles über das berüchtigte Sammel- und Durchgangslager Drancy bei Paris, dem Schauplatz der Shoa in Frankreich, nach Auschwitz ausgelaufen. Ähnlich dem Warschauer Ghetto hatten die in Les Milles festgesetzten Künstler trotz ihrer erbärmlichen Lebensverhältnisse in der Gefangenschaft eine bemerkenswerte Kultur-Szene installiert.



In den stillgelegten Brennöfen des so genannten *Camp des artistes* wurde Theater gespielt. Das der legendären „Katakombe“ nachempfundene politisch-literarische Kabarett gaukelte den Eingesperrten Berliner Freiheit vor. Auch wurde viel an die Wand gemalt – nicht nur die Theater-Kasse. Insgesamt soll es über 300 beziehungsreiche Bilder geben. Im

damaligen Refektorium der Wächter wurden sämtliche Wände mit zumeist symbolisch-satirischen peintures murales überzogen, die ab September von den Besuchern in Augenschein genommen werden können. Das dominierende Fresko auf der Stirnseite zeigt das „Bankett der Nationen“ – Menschen aller Rassen und Hautfarben bei einem Festmahl, von dem die oft hungernden Internierten nur träumen konnten. Die Bildfolge wird dem Fotografen und Maler Karl Bodek (geb. 1905) zugeschrieben, der im August 1942 nach Auschwitz deportiert und dort vermutlich ermordet wurde.

Die deutsche Les-Milles-Experin Angelika Gausmann, die bereits vor Jahren über die internierten deutschsprachigen bildenden Künstler promoviert hatte, ist seit Monaten auf Spurensuche, um Bodeks Schicksal aufzuklären. „Zu Beginn meiner Forschungsarbeit wurde mir von französischer Seite gesagt, dass es unmöglich sei, die Urheber der Wandmalereien zu ermitteln, und dies hat mich gereizt“, sagte sie der RCZ auf Anfrage, „denn Kunst konserviert die Persönlichkeit eines Menschen am nachhaltigsten. Durch seine Kunst erfährt Karl Bodek, der als Sozialist, Homosexueller und ausländischer Jude über zwei Jahre in französischen Lagern verbracht hat und in Gurs und Les Milles ein sehr gefragter Künstler wurde, seine Rehabilitation, wenn auch 70 Jahre zu spät.“

Der historische Teil der künftigen Ausstellung ist in drei Abteilungen gegliedert: in die erste Periode „Dritte Republik – Feindliche Subjekte“ (September 1939 bis Juni 1940), in die zweite Periode „Internierung unerwünschter Elemente“ (Juli 1940 bis August 1942) und in die letzte Periode „Vichy und die Endlösung“ – Juden-Transporte nach Auschwitz (August 1942 bis September 1942).

Zu sehen sind auch bewegende Fotodokumente wie Bilder von kleinen jüdischen Mädchen, die im Hôtel Bompard in Marseille interniert waren, bevor man sie nach Les Milles verschleppte.

Die Dauerausstellung „1942/1944: Deportation von 11 000 jüdischen Kindern aus Frankreich nach Auschwitz“ hat Serge Klarsfeld realisiert, einer der profiliertesten Nazijäger. Klarsfeld wäre schon als Kind in Nizza beinahe Opfer einer der großen Juden-Razzien geworden. Sein Vater wurde deportiert und in Auschwitz ermordet. Klarsfelds Frau Beate wurde berühmt, weil sie am 7. November 1968 den damaligen deutschen Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger wegen seiner Nazivergangenheit geohrfeigt hatte. Im März dieses Jahres hatte die gebürtige Berlinerin bei der Bundespräsidentenwahl für *Die Linke* gegen Joachim Gauck kandidiert.

Der Präsident der Fondation du Camp des Milles, Alain Chouraqui, rechnet auf dem sieben Hektar großen „Museumsgelände“ von Les Milles künftig mit 100 000 Besuchern jährlich, darunter 40 000 Schüler. Bei diesen Schätzungen stützt er sich unter anderem auf Untersuchungen eines Hochschulinstituts.

Am ausgedienten Bahnhof von Les Milles wurde schon vor Jahren exemplarisch einer von den alten Güterwagen, mit denen die Internierten seinerzeit angeliefert worden waren, wieder aufs alte Gleis geschoben. Assoziationen zu KZ-Transporten drängen sich auf, und der Effekt ist sicherlich nicht unerwünscht, waren die Vorkommnisse in den Internierungslagern im unbesetzten Frankreich doch lange Zeit verheimlicht oder zumindest heruntergespielt worden. Heute darf offen ausgesprochen werden, dass sich das Regime von Vichy auch als „Vorzimmer von Auschwitz“ verstand.

Der Artikel erschien im Juli 2012 in der "Riviera Côte d'Azur-Zeitung" (Nizza) und wird an dieser Stelle mit der Genehmigung von Rolf Liffers abgedruckt.

Fotos: Magali Nieradka

L'EXIL DES ARTISTES – TROIS EXPOSITIONS SUR LA CÔTE D'AZUR



Picasso, Chagall, Léger, bien d'autres encore, ont vécu l'expérience de l'exil. Trois expositions (www.rmngp.fr) – au Musée national Marc Chagall à Nice, au Musée national Fernand Léger à Biot et au Musée national Pablo Picasso à Vallauris, toutes les trois dans le département Alpes-Maritimes – montrent actuellement (jusqu'au 8 octobre 2012) comment par leurs déplacements voulus ou contraints, la vision des artistes s'en trouve transformée et leur façon de créer modifiée en profondeur. Au musée Chagall sont présentés les artistes dont l'expérience de l'exil reste liée à une inlassable quête du passé : Chagall, Brauner, Kandinsky, Masson, Miró ou Picasso. Au musée Léger

sont exposées les œuvres des artistes qui se veulent constructeurs de nouveaux mondes : Mondrian, Magnelli, Moholy-Nagy ou Schwitters. Au musée Picasso l'œuvre de l'artiste contemporain Melik Ohanian ouvre sur la condition contemporaine de l'exil.

Bild: RMNGP

UPCOMING CONFERENCES

CFP: DAS ENDE DES EXILS? BRIEFE VON FRAUEN NACH 1945

Kochel am See, 25.–27. Oktober 2013

Die Arbeitsgemeinschaft Frauen im Exil in der Gesellschaft für Exilforschung e.V. plant, ihre 23. interdisziplinäre, internationale Tagung vom 25.–27. Oktober 2013 wiederum in der Georg-von-Vollmar-Akademie e.V. Schloss Aspenstein in Kochel am See zum Thema *Das Ende des Exils? Briefe von Frauen nach 1945* zu veranstalten.

Das Kriegsende und der Sieg über den Nationalsozialismus bedeuten für die aus Deutschland Geflüchteten und Vertriebenen eine entscheidende Zäsur. Die Welt öffnet sich wieder, für Leben und Arbeiten ergeben sich neue Möglichkeiten – gerade in solchen Fluchtländern, in denen sie ohne Arbeitserlaubnis, in Lagern oder in der Illegalität leben mussten. Auch die Suche nach Familienmitgliedern, Freundinnen und Freunden, Kolleginnen und Kollegen und der briefliche Austausch werden wieder möglich, mit denen, die ebenfalls im Exil oder in einem durch die Zeit des Nationalsozialismus gründlich veränderten Deutschland und Österreich lebten. Sehr viele werden mit der Gewissheit konfrontiert, dass es keine überlebenden Angehörigen und Freunde gibt.

Briefeschreiben ist für die Exilierten lebensnotwendig und hilft die Distanz zu verringern, die durch das Exil erzwungen ist (siehe vorausgehende Tagung 2012 *Auf unsicherem Terrain. Briefeschreiben im Exil*). Nachdem in den letzten Kriegsjahren der Briefverkehr ins nationalsozialistische Deutschland und nach Österreich fast gänzlich zum Erliegen gekommen ist, verzeichnen die Jahre des Nachkriegszeit eine neue Phase des brieflichen Austauschs, in den sich anbahnenden Kontakten zwischen Exilierten und den in Deutschland Gebliebenen, aber auch zwischen den in verschiedene Länder und Kontinente Emigrierten. In diesen Ersten Briefen wird versucht, sowohl an (alte) Beziehungen anzuknüpfen als auch die Entfremdung, vor allem aber die als traumatisch erlebte Vertreibung, zu überwinden und gegebenenfalls die Akkulturation im Exilland zu beschreiben und zu begründen. Wenn eine Rückkehr angestrebt oder nicht kategorisch ausgeschlossen wird, wird sie in den Ersten Briefen vorbereitet und / oder die eigene Mitwirkung beim Wiederaufbau Deutschlands, ob in westlicher oder in östlicher Richtung, reflektiert. Das trifft insbesondere für Kulturschaffende, in sozialen Berufen Tätige wie auch für sich in der Politik Engagierende zu.

Diesem Problemkomplex widmet sich seit einigen Jahren das First Letters- / Erste Briefe-Projekt 1 mit Workshops am Deutschen Literaturarchiv in Marbach (2008), am Trinity College in Hartford/Connecticut (2008), am Bard College (2009) und an der Universität Mainz (2010). Es konzentriert sich „auf Briefkorpora, mittels derer die Exilanten der NS-Zeit aus dem deutschsprachigen Raum nach 1945 wieder in einen Kommunikationsprozess mit früheren, abgebrochenen Beziehungen in Deutschland und Österreich eintreten.“ Das First Letters-/ Erste Briefe-Projekt hat sich vornehmlich auf berühmte Kulturschaffende bezogen. Die geplante Tagung der AG Frauen im Exil will auch unbekanntere Briefeschreiberinnen und Briefeschreiber und Adressatinnen und Adressaten in den Blick nehmen und dabei geschlechtsspezifische Aspekte berücksichtigen.

Auf dieser Tagung soll es insbesondere um folgende Fragen gehen:

- In welcher Weise ereignet sich im Brief die erste Kontaktaufnahme? Wie wird über die Situation im Herkunftsland informiert, wie über das Exilland? Wie können unterschiedliche Erfahrungen und Ansichten über das Leben „drinnen“ und „draußen“ in Einklang gebracht werden?
- Welche Bemühungen sind erkennbar, neue Vorhaben mit zurückgelassenen Freundinnen / Freunden oder anderen Emigrierten zu verhandeln?
- Inwieweit sind die Briefe geprägt von Heimweh und Schmerz über die Verluste?

- Spiegelt sich in ihnen die Befürchtung, dass die nationalsozialistische Ideologie in Deutschland (und Österreich) auch nach 1945 weiterlebt?
- Wie wird mit emotionalen Belastungen umgegangen, z.B. Trauer, Wut, Scham, Angst?
- Wie können alte Freundschaften wiederhergestellt werden, wie geschieht das Herantasten an Beziehungen und das Erörtern der Frage, ob und ggf. wann die Exilierten nach Hause zurückkehren wollen bzw. können?
- Wie werden Wünsche nach Rückkehr oder Aufbruch in andere Länder artikuliert und Bedingungen und Möglichkeiten verhandelt?
- In welcher Weise wird das Gastland in den Blick genommen, z.B. als temporäres oder auch endgültiges Exil?
- Wie wird das Exil bewertet, als Erfolg oder Scheitern, Herausforderung und/oder Schicksal etc.?
- Wie positionieren sich die Briefeschreiberinnen im anbahnenden Ost-West-Gegensatz, auch hinsichtlich der Frage nach dem räumlichen Ziel der Remigration?
- Wie wird das Politische neu verhandelt, auch im Hinblick auf politische Utopien?

Informationen und Ansprechpartnerinnen:

Irene Below: irene.below@uni-bielefeld.de

Maria Kublitz-Kramer: Maria.Kublitz-Kramer@gmx.de

Inge Hansen-Schaberg: hansen.schaberg@t-online.de

Vortragsangebote mit einem kurzen Exposé bitte bis zum 1. November 2012 an:

Prof. Dr. Inge Hansen-Schaberg, Birkenweg 15, D-27356 Rotenburg

CFP: DINGE DES EXILS – JAHRESTAGUNG DER GESELLSCHAFT FÜR EXILFORSCHUNG

Hamburg, 22.-24. März 2013

Organisation: Prof. Dr. Doerte Bischoff (Hamburg), Prof. Dr. Joachim Schlör (Southampton)

In den letzten Jahren sind, neben den traditionellen Bereichen der politischen und ökonomischen Geschichte des Exils und der Erforschung von Exilliteratur, neue kulturwissenschaftliche Fragestellungen

in den Blickpunkt der Exil- und Migrationsforschung gerückt. Das Interesse an alltags- und lebensweltlichen Erfahrungen von Vertreibung, Flucht, Passage, Neubeginn und transkultureller Orientierung bringt die Exilforschung in einen fruchtbaren Kontakt mit anderen Disziplinen und deren theoretischen und methodologischen Ansätzen – der Volkskunde und Empirischen Kulturwissenschaft, der Erforschung von „consumer culture“, der Diaspora Studies, der Museologie und Archivkunde beispielsweise. In diesen Bereichen hat die Erforschung von „Sachkultur“ und „Dingbedeutsamkeit“ eine lange Tradition. Anknüpfend an diese Traditionen und im Bezug auf neuere theoretische Impulse zeichnet sich seit einigen Jahren in den Sozial- und Kulturwissenschaften ein ‚material turn‘ ab, indem die Perspektive auf die Materialität kultureller Erfahrung und Wissensproduktion über die Disziplinengrenzen hinaus ins Zentrum wissenschaftlicher Aufmerksamkeit und Forschung getreten ist. Kulturtheoretische Entwürfe, wie sie etwa die Bestimmung der Dinge als ‚Semiophoren‘ (Pomian) oder die ‚Akteur-Netzwerk-Theorie‘ (Latour u.a.) implizieren, wie sie aber auch in Erkundungen einer Psychologie der ‚geliebten Objekte‘ (T.Habermas), in Analysen von Fetischdiskursen (Kohl, H. Böhme) oder in neueren Studien zu Warenästhetik oder Dingpoetik formuliert werden, sind geeignet, auch und gerade für die Exilforschung neue Perspektiven zu eröffnen. Exil und Entortung stellen, so die These, das vertraute „System der Dinge“ (Baudrillard) in Frage und schärfen den Blick für seine Funktionsweisen und Kontingenzen. Mit dem Thema „Dinge des Exils“ soll die Aufmerksamkeit z.B. auf Gegenstände gerichtet werden, die Migranten mitnehmen konnten oder zurücklassen mussten, Gegenstände, in denen sich Erinnerungen an die verlorenen Heimaten, an das Herausgerissensein und Unterwegssein, aber auch an das Ankommen und an die Erfahrung heteronomer Bedeutungszuschreibungen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten symbolisch verdichten. Orte dieser Gegenstände sind heute etwa Museen und Ausstellungen – im Rahmen einer zunehmenden „Musealisierung der Migration“ (J. Baur) bzw. einer „Archivierung des Exils“ (L. Winckler) werden sie dort als Metaphern der Exilerfahrung und als Repräsentationen der mit dem Exil verbundenen kulturellen Prozesse und Praktiken lesbar. Koffer und Pässe sind dafür nur die prominentesten Beispiele. Vielfältige literarische Verhandlungen von Mensch-Ding-Verhältnissen angesichts instabil werdender symbolischer Bezugssysteme fordern zu Konfrontationen mit einem Fremd-Werden etablierter Identitäts- und Alteritätsvorstellungen heraus. „Dinge des Exils“ können dabei immer wieder auch Anlass sein, nach Formen transnationaler Kommunikation und Erfahrungen von kulturellem Transfer zu fragen. Vorschläge für Vorträge (Arbeitstitel und Abstract) werden bis zum 31.8.2012 erbeten an: buero.exil@uni-hamburg.de

RÜDIGER SCHÜTT (HG.): „ICH GLAUBE, WIR VERSTEHN UNS.“ KLAUS MANN UND KURT HILLER – WEGGEFÄHRTEN IM EXIL. BRIEFWECHSEL 1933–1948

München: edition text + kritik, 2011



In 1932 Kurt Hiller and Klaus Mann began an intermittent correspondence which lasted until 1948, the year before Mann’s suicide in Cannes. In all, the correspondence comprises 79 letters, postcards and circulars, of which the 63 which are extant are included in this excellent volume (and are supplemented by two further Hiller letters, written to the publisher Fritz Landshoff in 1949). The two men appear to have met infrequently and often quite briefly, yet their written exchanges make it clear that, despite their very different temperaments, they were able to build up a long-distance relationship not free of occasional tensions but essentially based on mutual respect and even admiration (and perhaps displaying at least in its early stages the ‘romantische Züge’ to which Rüdiger Schütt alludes in his introductory essay). That the link between the two men was never broken must be attributed in large part to the extraordinary patience, tact and generosity shown by Mann in dealing with an undoubtedly talented colleague who could also, however, be aggressively hypersensitive and querulous (Arnold Zweig called him in a letter to Mann ‘dieser Neurotiker’). He was rarely less than controversial, as in his ill-judged attack in June 1933 on émigrés who criticized conditions in Germany from the safety of a foreign country. This led many to mistake him for a Nazi collaborator, at least until he too became an early victim of the concentration camps and then fled into exile in Prague in September 1934.

Despite the controversy surrounding Hiller, Mann admired him for his courage and honesty, tirelessly promoting his work while apparently expecting nothing in return. Besides helpfully offering to approach Querido about the possibility of publishing work by Hiller and encouraging him to establish contact with Erika Mann in Prague, Klaus Mann also invited his colleague to contribute to the journal he edited, *Die Sammlung*. Although the contact with Querido and Erika Mann ultimately proved unproductive, Hiller did write an important essay for *Die Sammlung* entitled ‘Die Aufgabe’ (reproduced in an appendix), in which he argued that the mission of all émigrés who embrace socialism must be to prepare for the future after Hitler by renouncing all the damaging dogmas which have hitherto divided communists and social democrats and achieving through discussion the ‘Rote Einheit’ which they will need if they are ever finally to achieve power. In characteristically combative fashion, Hiller explicitly excluded from this rallying call all those who in his eyes had nothing to contribute to post-Hitler Germany. He pointed

specifically to currency speculators and, much more questionably, to those Germans ‘die bloss deshalb Deutschland verliessen, weil ihre zoologische Gattung (Rasse) dort Gegenstand von Verfolgungen wurde.’ But it was not this (surely wrong-headed) sideswipe at Jews who had fled Germany in order to avoid persecution which particularly exercised Mann but his criticism of ‘Schöngelster’ who moved abroad so that that they could continue their apolitical existence undisturbed. It is here that the volume becomes of particular interest to those with a research interest in Feuchtwanger. Wishing to avoid gratuitously insulting many valued colleagues who might take offence — and Feuchtwanger is specifically mentioned — , Mann finally manoeuvred Hiller into changing ‘Schöngelster’ to ‘Scheingelster’ but not before he had ungraciously asserted that, if Nietzsche had offered Mann Zarathustra’s complaint about superficial writers, he would certainly have wanted to cut it ‘mit Rücksicht auf Herrn Feuchtwanger’. Is it too fanciful to suppose that Mann may have allowed himself an ironic smile when placing Hiller’s essay immediately after an extract from Feuchtwanger’s novel *Die Söhne* in volume 11/1935 of his journal? Be that as it may, and despite any overriding relief at Hiller’s eventual concession to his editorial will, Mann felt compelled to respond directly, pointing out that Zarathustra’s criticism was of a general nature rather than directed at ‘eine bestimmte, sehr enge, sehr empfindliche Schicht von Leuten, die — Schicksalsgenossen sind — was man (etwa im Falle Feuchtwanger) doch bei allem Trennenden nicht vergessen sollte.’ Two years later Hiller gave full throttle to his dislike of Feuchtwanger in his no-holds-barred reaction to the latter’s attack on Gide’s *Retour de l’U.R.S.S.* Various describing Feuchtwanger’s denunciation of Gide as contemptible, disgusting, irresponsible and shameful, Hiller attempted to administer the coup de grâce: ‘Herr Feuchtwanger gehört einer Rangliste der Geister an, deren Zugehörige nicht wert sind, einem Gide auch nur die Schreibmaschine zu säubern.’ In a letter Mann did describe Feuchtwanger’s attack on Gide as ‘eine Ungeheuerlichkeit’ but he expressed himself with more restraint publicly — for example in an appreciation of Hiller’s prose published in 1938 in the *Pariser Tageszeitung* (and reproduced here as an appendix) where he described Hiller’s critique as ‘ebenso maßlos, wie Feuchtwangers Attacke gegen den großen Franzosen es war’. The piece on the topic which Mann published in *Die Weltbühne* was somewhat patronisingly characterised by Hiller as ‘sehr schonend’, with a suggestion that Mann may have given in to editorial pressure to tone it down. There appears to be no compelling evidence for this, no more than there is for Hiller’s outraged suspicion that his failure to be awarded a scholarship by the American Guild for German Cultural Freedom (founded in 1935 in New York by Hubertus Prinz zu Löwenstein) could be attributed to the skulduggery of the jury, especially if Feuchtwanger, Franz Blei and Arnold Höllriegel (his particular *bêtes noires*) were involved in the decision — though none of them

was, as Mann quickly assured him while, typically, doing all he could to secure the award which the Guild did later grant to Hiller.

This is an absorbing and expertly edited volume which offers much of interest to Feuchtwanger scholarship and more than justifies Schütt's claim that the correspondence between Hiller and Mann constitutes an exile document of considerable significance

Review by Ian Wallace, Clevedon

NICOLE NOTTELMANN: ICH LIEBE DICH. FÜR IMMER. GRETA GARBO UND SALKA VIERTEL

Berlin: Aufbau, 2011



Im Frühjahr 1930 lernte die Schauspielerin Salka Viertel, geboren am 15. Juni 1889 als Salomea Sarah Steuermann in Sambor, Galizien, die damals vierundzwanzigjährige Greta Garbo auf einer Dinner-Party im Hause Ernst Lubitschs kennen. Aus dieser ersten Begegnung entwickelte sich eine Freundschaft, die rund fünfzig Jahre Bestand haben sollte. Dieser auf privater wie beruflicher Ebene besonderen Verbindung widmet Nicole Nottelmann ihr 2011 veröffentlichtes Buch mit dem mehrdeutigen Titel *Ich liebe dich. Für immer*. Wie darin angedeutet, war die Freundschaft der beiden Frauen, die Nottelmann als „symbiotische Verbindung“ (8) beschreibt, durchaus von Ambivalenzen, von großer Nähe und Distanz geprägt. Tatsächlich entwickelte sich Viertel im Laufe dieser Freundschaft von der Schauspielerin zur Drehbuchautorin und Garbos „contact woman“. Letztere wiederum überließ Viertel lange Jahre die Auswahl der filmischen Stoffe und entwickelte ihre Rollen in enger Absprache mit Viertel. Der kulturellen und sozialen Umgebung entsprechend ist die Geschichte dieser beiden Frauen zugleich eine Geschichte der Emigration der dreißiger und vierziger Jahre in Los Angeles sowie der Arbeit in den Hollywood-Studios. Dabei ist der internationale Charakter von Viertels offenem Haus in der Mabery Road 165 von großer Bedeutung. In ihrer Arbeit zitiert Nottelmann den Regisseur Harold Clurman, der sie als „unerreichte Meistergastgeberin der Auserwählten Hollywoods“ bezeichnete und sie zudem als „Katalysatorin einer außergewöhnlichen Ansammlung – amerikanisch, deutsch, französisch, britisch“ beschrieb (176). Und obwohl Garbo die bekanntere der beiden Protagonistinnen dieses Buches ist, widmet Nottelmann doch den größeren Teil ihres Buches Leben und Wirken Viertels in Los Angeles und Klosters. In neun chronologisch organisierten Kapiteln beschreibt Nottelmann den Erfolg beider Frauen

in Hollywood; die gemeinsame Arbeit in den Studios sowie das Ende dieser Erfolgsgeschichte – dem Misserfolg von Garbos letztem Film *Die Frau mit den zwei Gesichtern* geschuldet – und der Fortführung dieser besonderen Beziehung in Klosters, wo Viertel bis zu ihrem Tod lebte. Nottelmann referiert dabei oft Korrespondenzen zwischen Viertel und ihrem Ehemann Berthold sowie ihrer Agentin Ilse Lahn, in denen sie ihre Kritik an Garbo offen artikulierte. Dies ist insbesondere dann von Bedeutung, wenn man die Diskretion Viertels in ihrer 1969 erschienenen Autobiographie *The Kindness of Strangers* in Betracht zieht. Nottelmann erweitert somit das Viertels Bild, das in der öffentlichen Darstellung vor allem durch deren bis zur Selbstaufopferung führenden Hilfsbereitschaft, ihr Kommunikationstalent und ihre Verschwiegenheit geprägt ist, um eine Dimension, die ihr kritisches Potential offenbart. Die privaten Zeugnisse und Dokumente dienen dabei der Brechung einer durchaus bewusst geschaffenen Wahrnehmung Garbos und Viertels in der Öffentlichkeit und zeichnen ein lebendiges Bild dieser besonderen Beziehung. Einzig irritiert, dass Nottelmann sowohl Vicki Baum (deren Biographie Nottelmann 2007 unter dem Titel *Die Karrieren der Vicki Baum* veröffentlichte) als auch Salka Viertel als „indirekte Opfer des Faschismus“ bezeichnet, während sie über Berthold Viertel schreibt, dass dieser nur durch Zufall der Ermordung entging (222f.). Zunächst ist der Begriff der „indirekten“ Opferschaft angesichts der Ermordung naher Verwandter Baums und Viertels durch die Nationalsozialisten durchaus problematisch. Darüber hinaus unterscheidet sich die Zufälligkeit des Überlebens, die Nottelmann Berthold Viertel zuschreibt, in keiner Weise von der Zufälligkeit des Überlebens der beiden Schriftstellerinnen. Von diesem Kritikpunkt abgesehen ist es Nicole Nottelmann gelungen, ein Buch zu schreiben, das über die differenzierte Darstellung der Freundschaft Greta Garbos und Salka Viertels hinaus lebendige Eindrücke der Emigration in Los Angeles bis in die frühen 1960er Jahre gewährt.

Rezension von Alexandra Tyrolf, Leipzig

ERHARD SCHÜTZ / PETER HOHENDAHL (HGG.): SOLITÄRE UND NETZWERKER. AKTEURE DES KULTURPOLITISCHEN KONSERVATISMUS NACH 1945 IN DEN WESTZONEN DEUTSCHLANDS

Essen: Klartext, 2009



Die Einleitung dieses Sammelbandes (*Solitäre, Mittler und Netzwerker*) zeigt andeutungsweise auf, welcher Personenkreis hier unter die Lupe genommen werden soll, nämlich Ernst und Friedrich Georg Jünger, Martin Heidegger, Carl Schmitt sowie Margret Boveri, Arnold Gehlen, Hans Egon Holthusen, Armin Mohler, Gerhard Nebel, Friedrich Sieburg und Egon Vietta. Ferner wird das Ziel des Buches abgesteckt: Es geht hier nämlich „nicht um eine erst-, noch- und abermalige Konstatierung von NS-Verstrickungen“, sondern vorrangig, um die „kulturkonservative Durchdringung“ der frühen Bundesrepublik und zugleich um ein „Modell des [...] Zusammenspiels solitärer [...] Akteure innerhalb eines [...] kommunikativen Netzwerkes.“

Zwei Grundsatz-Beiträge gehen den Detail-Untersuchungen voraus: Dirk van Laaks „Persönlichkeit“ und „Charakter“. Ideengeschichtliche Elemente in den Grundsatzkonstellationen der frühen Bundesrepublik sowie Constantin Goschlers ‚Radikalkonservative Intellektuelle in der frühen Bundesrepublik‘. Ersterer thematisiert den Kampf zweier Erinnerungskulturen: einerseits der Kultur des ‚gnädigen Vergessens‘ mittels einer umfassenden Amnesie, praktiziert von sogenannten ‚Persönlichkeiten‘, d.h. ‚Intellektuellen‘; andererseits der Kultur der ständigen ‚aktiven Erinnerung‘ als Voraussetzung einer moralischen ‚Erlösung‘, praktiziert von sogenannten ‚Charakteren‘, d.h. ‚Geistigen‘. Der Autor zieht aus dieser Situation die Schlussfolgerung, dass „[d]ie Grundkonstellation des Konservatismus nach 1945 darin bestand, sich von der faschistischen Versuchung zur gewalttätigen Revolte gegenüber dem Bestehenden [...] zu verabschieden, vor allem jedoch in der produktiven Abwendung von vorschnellen Antworten der Zwischenkriegszeit durch die nachfolgende Generation.“ In diesem Sinne wurden die Älteren oft zu Solitären, „konnten aber funktional für eine nachwachsende Kohorte konservativer Denker durchaus zu Netzwerkkern werden.“ Der zweite Grundsatz-Beitrag behandelt die Rolle radikalkonservativer Intellektueller – wie etwa Martin Heidegger, Ernst Jünger und Carl Schmitt – „für die intellektuellen Konstellationen und Mentalitäten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft“, wobei ein Einblick geboten wird in die Ambivalenz der scheinbaren Erfolgsgeschichte, als welche die bundesdeutsche Nachkriegszeit oft dargestellt wird. Betont wird dabei insbesondere die Weigerung der oben genannten Intellektuellen, sich öffentlich von ihren früheren Überzeugungen zu distanzieren, wodurch sie zu „Ikonen einer stählernen Unbeugsamkeit“ hochstilisiert wurden. Weiterführend

behandelt der Autor sodann Exponenten des technokratischen Konservatismus – wie Gehlen und Schelsky –, die den Vertretern des radikalen Konservatismus folgten und sich mit der liberalen Gesellschaft der Nachkriegszeit – im Gegensatz zu ihren Vorgängern (= ‚Störfaktoren‘) – arrangierten.

Peter Uwe Hohendahls Beitrag (*Erzwungene Synthese. Ernst Jüngers Roman „Heliopolis“ als poetisch-theologisches Projekt*) geht davon aus, dass – obwohl Jüngers Roman 1949 heftige Kontroversen auslöste –, er damals weder stilistisch noch inhaltlich genauer analysiert wurde. Der Verfasser untersucht deshalb, ob die von Jünger vorgeschlagene „ästhetisch-theologische Lösung eines politischen Problems“ für die Gegenwart überhaupt noch von Relevanz ist, wobei zwei Fragen im Vordergrund stehen: zum einen „die Globalisierung der Politik“, zum anderen „die Situation des Bürgerkriegs als einer veränderten Form des Krieges.“ Hohendahl diskutiert diese Problematik im Rahmen eines Vergleichs der literarischen Kategorien ‚Individualroman‘ und ‚Staatsroman‘. Dabei weist er gleich einleitend daraufhin, dass Jüngers Werk weder seiner Konstruktion noch Erzählweise nach in das Schema des modernen Romans passt. Zwar wird die Handlung in eine entfernte Zukunft (= ‚futuristischer Staatsroman‘) verlegt, es handelt sich jedoch trotzdem nur im eingeschränkten Sinne um ein utopisches Werk. Prägendes Element ist vielmehr Jüngers Auseinandersetzung mit Nietzsches Spätphilosophie, d. h. des Autors Versuch einer Überwindung des Nihilismus (*Heliopolis* steht somit in einer Reihe mit Hermann Kasacks *Die Stadt hinter dem Strom* und Stefan Andres’ *Sintflut*-Trilogie). Ergebnis der vorliegenden Untersuchung ist, Jüngers Werk sei der Versuch einer Synthese von Kritik an der jüngsten Vergangenheit, der Vision einer neuen globalen Ordnung sowie einer neuen religiösen Ethik, könne der Belastung solch unterschiedlicher Bedeutungsebenen aber letztendlich nicht standhalten, da mit Sinnggebung überfrachtet. Zudem konstatiert Hohendahl, dass Jünger die Verlagerung der Handlung in einen phantastischen, interplanetarischen Raum misslungen sei, da dieser fiktionale Handstreich die fehlende politische Vision nicht zu ersetzen in der Lage war.

Erhard Schütz’ Untersuchung von Ernst Jüngers Nachkriegswerk *Waldgang* (*Der Name für Unabhängigkeit*), entstanden als Jünger noch Publikationsverbot hatte und unter strenger Beobachtung der alliierten Besatzungsmächte stand, bekundet des Autors Absicht, in diesem Werk den Mythos „Wald“ „als Metapher für einen politischen (Handlungs-)Raum zu aktivieren“, d. h. als Raum „einer mentalen Abtrünnigkeit“, wobei es allerdings nicht seine Absicht war – wie oft der Vorwurf lautete –, „Rückzug in Innerlichkeit“ zu suchen. Im Gegenteil, es handelt sich um ein Verfahren, das Schütz „innere Entschleunigung“ nennt; denn während dieses Prozesses stuft sich der Autor selbst als Minorität ein, „widerständig gegen die alte, den Sündenbock erzeugt habende Gemeinschaft gleichermaßen wie gegenüber der neuen, aufoktroierten, von der man nun selbst zum Sündenbock gemacht wird.“ Und

genau aus diesem Grunde ist *Waldgang* als Gleichnis – der Freiheit des Einzelnen zum Solitärtum – zu interpretieren. M.a.W., der auktoriale, symbolische Waldgänger Jünger „erhält sich seine Freiheit um den Preis der Distanzierung“.

Gregor Strehns Beitrag (*Der Auftritt der Triarier*) behandelt am Beispiel von Gerhard Nebel und Egon Vietta radikalkonservative Zeitkritik. Als Triarier wurden zu römischen Zeiten besonders auserlesene Legionäre bezeichnet, die lediglich zu Entscheidungsschlachten eingesetzt wurden. Genau in diesem Sinne werden Nebel und Vietta als Trabanten von Jünger und Heidegger vorgestellt, wozu sie sich – im Gegensatz zu ihren Heroen – ideal eigneten, da sie die NS-Zeit relativ unbeschadet überstanden hatten. Jedem der beiden wird ein Unterkapitel gewidmet: Nebel trat in zahlreichen Vorträgen und Publikationen öffentlich für Ernst Jünger ein, indem er diesen zum „geistigen Führer in kultureller Krisenzeit“ ernannte; Egon Vietta wiederum stand Heidegger mit seiner „eschatologisch radikalisierten Kulturkritik“ nahe und versuchte, an verschüttete Traditionen anzuknüpfen. Strehn erläutert daran anschließend, warum der Versuch einer derartigen kulturpolitischen Formierung radikalkonservativer Zeitkritik zum Scheitern verurteilt war: 1. weil es sich dabei um ein fundamentalistisches – und nicht um ein kulturpolitisches – Programm handelte; 2. weil es unmöglich war, die unterschiedlichen Nihilismuskritiken auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen; und 3. weil das Gros der kulturpolitisch Opposition der ersten Nachkriegszeit keineswegs in „elitärer Verweigerung“ verharrte und – mit Ausnahme von Carl Schmitt – erfolgreich ein „Comeback“ startete.

Als weiteres Mitglied der Nachkriegs-Triarier kann Magret Boveri eingestuft werden, deren Einsatz für Ernst Jünger sich Roland Berbig widmete. Untersucht wird dabei insbesondere ihre *Amerika Fibel*, eine Arbeit aus der allerersten Nachkriegszeit, worin die Autorin die These verfocht, die Amerikaner mochten zwar die „Inkarnation einer technisierten modernen Welt“ sein, ihnen fehle jedoch das „Erbe“, das den Deutschen – trotz des verlorenen Krieges – ein Art von Überlegenheit gebe. Repräsentant dieses „Erbes“ war für Boveri insbesondere Ernst Jünger, dem sie mittels zahlreicher – meist journalistischer – Publikationen den Weg im Nachkriegsdeutschland zu ebnet suchte. Obwohl keiner politischen Gruppierung zugehörig, befand sich Boveri durch Kontakte zur Berliner Presse und später zur *FAZ* in einer idealen Position, um Jünger, den sie zu ihrem „Spiritus Rectus“ erkoren hatte, behilflich zu sein. Völlig ausgeklammert wurde bei diesem Einsatz Boveris für den Autor allerdings die fatale Wirkung aufgrund von Jüngers unterlassenem Schuldbekenntnis nach Kriegsende; und trotz aller Bemühungen versagte Boveri – wie auch ihr Mentor – letztendlich vor der entscheidenden Frage nach der Verantwortung der Deutschen während der NS-Zeit.

Daniel Morats erörtert anhand von Friedrich Georg Jünger, der – anders als sein älterer Bruder nach Kriegsende von den Alliierten nicht mit Publikationsverbot belegt worden war und sich als „inneren Emigranten“ sowie als Verfolgten des Besatzungsregimes einstuft – die kulturkonservative Öffentlichkeit der Nachkriegszeit suchte. Ähnlich wie sein Bruder, Heidegger und Schmitt spielte er deshalb, zumindest eine Zeit lang, die Rolle eines Solitärs, war jedoch nichts desto Trotz als konservativer Kulturkritiker während der Anfangsphase der BRD als Autor und Redner sehr gefragt (wobei die elitäre, 1948 gegründete Bayrische Akademie der Schönen Künste eine besondere Rolle spielte). Auf diese Weise fand Jünger dann auch einen Ausweg aus der Defensive und den Einstieg in die Öffentlichkeit der BRD während der 50er Jahre; und das, obwohl er sich stets gegen „mechanische Zwangskollektive“ wandte, die er als zerstörerisch erachtete und totalitären Herrschaftssystemen zuordnete, was es ihm ermöglichte, sich indirekt zum Nationalsozialismus zu äußern.

Arnold Gehlen war – neben Hans Freyer und Helmut Schelsky – Vertreter der sogenannten Leipziger Schule und gehörte zu denjenigen Wissenschaftlern, die sich für den Nationalsozialismus engagiert hatten. Ursprünglich Philosoph wandte er sich in den 50er Jahren der Soziologie zu und verfasste etliche Bestseller. Er war – wie der Verfasser Jens Hacke in seinem Beitrag *Arnold Gehlens Analyse der modernen Industriegesellschaft* betont – ein Paradebeispiel für den „Konservatismus des Standhaltens“ und muss daher mit Entschiedenheit als Solitär, dem jede Affinität zu Netzwerken fehlte, eingestuft werden. Er gehörte zweifelsohne zu den bedeutendsten Köpfen des deutschen Konservatismus der Nachkriegsära, während der er sich in umfangreichen Kultur- und Gesellschaftsanalysen mit Phänomenen des Alltags beschäftigte. Ausdruck hierfür war insbesondere sein Werk *Die Seele im technischen Zeitalter*, zuerst 1957 erschienen. Gehlen hatte große Vorbehalte vis-à-vis der Konsum orientierten Nachkriegsgesellschaft und klagte zeitlebens über das sich abzeichnende Massenzeitalter und die damit verbundene Nivellierung vieler Lebensbereiche. Ferner stand er dem modernen Wohlfahrtsstaat, dessen Umverteilungsprozesse seiner Meinung nach zur „Immobilität der Daseinsverhältnisse“ führten, äußerst kritisch gegenüber.

Hans Egon Holthausen (Jahrgang 1913) – anders als z. B. der noch jugendliche Günter Grass (Jahrgang 1927) bereits seit Beginn des NS-Regimes freiwilliges Mitglied der Waffen-SS – spielte eine wichtige Rolle in der deutschen Literatur der Nachkriegszeit. Er trat insbesondere als Vertreter geschichtlicher und kultureller Kontinuität hervor, im Gegensatz zu der nach 1945 oft proklamierten Diskontinuität, wie Stephen Brockmann in seinem Beitrag *Der Nullpunkt und seine Überwindung* deutlich macht. Diese Einstellung war besonders ausgeprägt in Holthausens 1948 in der Zeitschrift *Merkur* veröffentlichtem Aufsatz *Die Bewusstseinslage der modernen Literatur*, worin der Bruch mit der europäischen Hochkultur

für die Zeit direkt vor dem Ersten Weltkrieg angesetzt und die darauf folgende Kultur tendenziell als gottlos und nihilistisch verortet wird. Dieser Abgrund müsse – laut Holthusen – mittels neuer Sinnggebung überbrückt werden, womit er durch seine Arbeiten zur westlichen – und insbesondere der amerikanischen – Literatur (Er lehrte Jahre lang an verschiedenen US- Universitäten) einen Beitrag zu leisten suchte und auf diese Art während der ersten zwei Nachkriegsjahrzehnte in der BRD eine Schlüsselposition als Netzwerker innehielt, zwar konservativ eingestellt, jedoch trotzdem durchaus offen für die Moderne.

Friedrich Sieburg war der erste Literaturpapst der BRD und – wie Wolfgang Knäbich in seinem Beitrag *Wandlungen der Kulturkritik nach 1945* in Bezug auf den Autor überzeugend dargestellt hat – ein „Solitär wider Willen“, dessen Krisenwahrnehmung – ähnlich wie bei Gehlen – zu dem Versuch führte, in seiner Essayistik der Vermassung und kulturellen Nivellierung in Deutschland nach 1945 gegenzusteuern. Sieburgs Platzierung in der westdeutschen Nachkriegsöffentlichkeit – so die These des Verfassers – war dabei durchaus nicht unproblematisch; denn gleichwohl er sich während der Weimarer Zeit von der parlamentarischen Demokratie distanziert hatte, suchte er in der Bonner Republik nach 1945 schnellst möglich Fuß zu fassen, indem er sich kritisch mit dem politischen und soziologischen Wandel der „Wiederaufbaugesellschaft“ der 50er Jahre auseinandersetzte. Dabei grenzte er sich stets von einem falschen „konservativen Zeitgeist“ ab und sah das Idealbild des Einzelnen in einer „unabhängige[n] Persönlichkeit“. Laut Sieburg fehlte der modernen deutschen Gesellschaft nämlich der „moralische Kompaß“, was letztendlich die Gefahr einer „Aushöhlung der wesenhaften Persönlichkeit“ heraufbeschwören könne. Sieburgs Beitrag zur kulturpolitischen Diskussion der 50er Jahre war daher – laut Knäbich – seine Suche nach einer neuen, wertstabilen Ordnung im Rahmen der deutschen Kulturnation.

Bei Rainer Rutz' Beitrag *Alte Netze – neu gestrickt. Von der NS-Auslandspropaganda zur konservativen Nachkriegspresse* handelt es sich um den mit Abstand interessantesten aller Artikel im vorliegenden Sammelband. Was hier auf wenigen Seiten über das NS-Auslandjournal *Signal* und dessen Redaktionsteam einerseits und Nachkriegszeitungen wie *Christ und Welt*, *Quick*, *Revue* und *Hör zu!* andererseits ausgebreitet wird, ist schlichtweg erstaunlich! Leider ist es unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen; aber wie das *Signal*-Team um Giselher Wirsing – alles Spitzenleute in ihrem jeweiligen Metier (u. a. Rudolf Berndorff, Hellmuth Ellgaard, Gerhard Gronefeld, Hanns Hubmann, Diedrich Kenneweg, Walther Kiaulehn, Harald Lechenperg, Hans Liska, Franz Hugo Mösslang, Hilmar Pabel, Eduard Rhein und Benedikt Wundshammer) – arbeitete und was es erreichte, ist umwerfend! Dazu zählte einerseits die Instrumentalisierung des „arisierten“ Ullstein Verlags – umbenannt in Deutscher

Verlag (Berlin) – während der NS-Zeit, andererseits nach Kriegsende, quasi unter der Nase der alliierten Besatzer (aber mit Kenntnis Hans Habes!), der Neustart in einem kleinen fränkischen Dorf und später in großem Rahmen bei den Verlagen Springer und Kindler, wo die oben genannten Erfolgsmagazine, teils in Millionenaufgabe, bis in die 60er Jahre erschienen. Man hat es hier zweifelsohne mit einem Beispiel *par excellence* zu tun, wie konservative Netzwerke in der bundesdeutschen Nachkriegszeit funktionierten!

Die den im vorliegenden Sammelband abschließenden drei Artikeln leisten nur begrenzt einen Beitrag zum Thema *Solitäre und Netzwerker*. Zwar stellt David Oels' Abhandlung über *Rowohlts Rotationsroutine. Das moderne Taschenbuch in Deutschland und der rasante Aufstieg des Rowohlt Verlages nach 1945* zumindest tangentiell noch eine Verbindung zum Generalthema des Buches her; denn Ernst Rowohlt verschaffte in seinen Reihen rororo, rde und rm einerseits dem deutschen Lesepublikum der Nachkriegszeit mittels äußerst preiswerter Paperbacks Zugang zu all der Literatur, die ihm während der Nazi-Zeit verwehrt gewesen war, andererseits bot er jedoch auch zahlreichen Solitären und Netzwerkern (u. a. Gehlen, Schelsky und Sieburg) während der späten 40er und 50er Jahren Publikationsmöglichkeiten, ganz abgesehen von Veröffentlichungen ehemaliger NS-Größen, wie etwa die des einstigen Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht, dessen *Abrechnung mit Hitler* (1948) einen Skandal verursachte und den Verlag in eine schwere Krise stürzte. Auch im Falle Rowohlt wurden somit ehemalige Netzwerke reaktiviert; schließlich war der Verlag ja im Dritten Reich während der 30er Jahre Teil des bereits oben erwähnten Deutschen Verlags gewesen und – nach dem Ausschluss von Rowohlt Sen. aus der Reichsschrifttumskammer – der Deutschen Verlagsanstalt übertragen worden und damit indirekt im Frontbuchhandel tätig gewesen. Zwar nannte Ernst Rowohlt Ende 1946 sein „Idealprogramm“ einen „Tummelplatz der freien Geister“; letztendlich muss jedoch vermerkt werden, dass sich die Realität – auch bei Verlagen wie Rowohlt – „zwischen dem Bekenntnis zur ‚demokratischen Erneuerung‘“ und „unterschwelliger, diffus nationaler und konservativer Reaktion, betonter Innovation und faktischer Kontinuität, zwischen Modernität und Restauration, neuen Gruppierungen und alten Seilschaften“ abspielte.

Nicht weiter eingegangen werden soll an dieser Stelle auf Hohendahls zweiten Beitrag (*Carl Schmitts Großraumkonzeption und die globale Politik unter dem Vorzeichen der Monroe-Doktrin*), da es hierin hauptsächlich um Ideen des Politologen geht, die aus dem Zeitabschnitt 1939/41 stammen. Das gleiche gilt für Casey Servais' Beitrag *The Analysis of the Aesthetic: Carl Schmitt and the American Neoconservatives on the Lawless Subject of Modernity*, worin recht eigentlich nur die Gründer zweier radikal-konservativer amerikanischer Zeitschriften – Irving Kristols *The Public Interest* (1965) und die seines Sohnes William Kristol *The Weekly Standard* (1995) – zur Sprache kommen.

Eingegangen werden muss jedoch zum Abschluss dieser Rezension auf die allgemeine Aufmachung des vorliegenden Bandes, die vieles zu wünschen übrig lässt. Denn ganz offensichtlich wurde dieser – wie so oft heutzutage – vom Klartext-Verlag nicht (ordentlich) lektoriert, was bedauerlich ist, da die meisten Beiträge hervorragend sind. Nicht nur wurden sämtlich Buch- und Zeitschriftentitel nicht kursiv gesetzt (außer im abschließenden englischen Beitrag), was die Lektüre enorm erschwert, sondern es gibt auffällig viele – und teils gravierende – Druckfehler (insbes. Zeilenwiederholungen am Ende bzw. Anfang einer Seite [vgl. dazu S. 40–41 u. S. 204–05]); zudem wurde die neue Rechtschreibung beim Zeilenumbruch auf eine Art und Weise typologisch umgesetzt, die das ästhetische Gefühl des Lesers verletzt (vgl. dazu S. 60: A-benteuerfahrt; S. 137: nihilistichs-ten; S. 212: Neut-ralität) und beim Autorenverzeichnis Jens Hacke vergessen! Wer für diese Mängel verantwortlich zeichnet – Verlag und / oder die Herausgeber – ist dabei irrelevant; denn es hätte nur eines geringen Aufwands bedurft, um diese auszumerzen!

Rezension von Jörg Thunecke, Nottingham

MADELEINE RIETRA / RAINER JOACHIM SIEGEL: „JEDE FREUNDSCHAFT MIT MIR IST VERDERBLICH“ – JOSEPH ROTH UND STEFAN ZWEIG. BRIEFWECHSEL

Göttingen: Wallstein, 2012



Um es vorzuschicken: der Rezensent ist weder Roth- noch Zweig-Experte, was im vorliegenden Fall jedoch nur zum Vorteil gereichen sollte, da der Umstand es erlaubte, unvoreingenommen an die Lektüre dieses – übrigens ziemlich einseitigen – Briefwechsels (218 Dokumente stammen von Roth und lediglich 47 von Zweig) zwischen zwei bedeutenden deutschsprachigen Autoren heranzugehen, der im Herbst 1927 begann, Ende 1938 – kurz vor dem Tode Joseph Roths im Mai 1939 – abris und alles andere als erfreulich ist.

Recht eigentlich begann diese Korrespondenz zwischen Joseph Roth (1894-1939) und dem älteren, weit bekannteren Stefan Zweig (1881-1942) scheinbar bereits 1926, wobei sich das Missverhältnis in der Anzahl der erhaltenen Dokumente (Briefe, Postkarten, Telegramme) aus den chaotischen Lebensumständen Roths erklärt, der während des betreffenden Zeitraumes quasi ausschließlich in Hotels in verschiedenen europäischen Ländern, aber hauptsächlich in Paris, wohnte und gegen

Lebensende einmal unzweideutig zu verstehen gab: „Ich scheiße auf Möbel. Ich hasse Häuser.“ (10.10.38) Aufgrund dieses Umstands sind also scheinbar zahlreiche postalische Mitteilungen Zweigs an Roth verloren gegangen, wohin sich umgekehrt die meisten Briefe Roths im Besitz Stefan Zweigs erhalten haben. Dabei besteht der größere Teil dieser Korrespondenzen aus relativ kurzen Mitteilungen. Hin und wieder verfassten beide Schreiber jedoch längere Episteln (siehe dazu etwa Zweigs Brief vom 17. Januar 1939), die – im Großen und Ganzen – inhaltlich erheblich gewichtiger sind und auf die der Leser aus diesem Grunde besonderes Augenmerk richten sollte. Ferner zeichnen sich Joseph Roths Mitteilungen – für den es stets nur ein Motto gab: „Brot oder Tod“ (2.8.34) – an Stefan Zweig durch ihre nie abreißenden Klagen über Geldmangel und damit verbundene – direkte und indirekte – Bitten an den wohlhabenden Freund um Unterstützung aus. Diese ein dutzend Jahre andauernden Jeremiaden über knauserige Verleger – Kiepenheuer, Insel, S. Fischer, de Lange, Querido, de Gemeinschaft, Grasset, Gollancz, Heinemann, Huebsch, Reichner, Oprecht und wie sie alle hießen – sind erschreckend, und es überrascht eigentlich, dass Zweig – der ‚Klagemauern‘ scheinbar überhaupt nicht liebte – an einer Freundschaft festgehalten hat, von der der Briefpartner selber zugab, dass sie „verderblich“ sei (18.9.32) und sich bewusst war, dass seine „Freundschaft peinlich werden muß, eines Tages.“ (Ende Januar 1936) Zweig – soweit denn seine Gegenbriefe vorliegen – setzte sich nur gelegentlich zur Wehr und versuchte dem Alkoholiker Roth ins Gewissen zu reden; so etwa in einem Schreiben vom 21. Juli 1934, worin es unter anderem heißt: „Ich habe Briefe von Ihnen aus Jahren. Sie waren oft voll Bitterkeit. Sie waren aber niemals voll Haß. Jetzt sehe ich plötzlich Haß und Rachewut gegen Menschen in Ihren Briefen, Drohungen [...] – ich flehe Sie an, Roth [...]: spüren Sie nicht das Böse darin [...]? Das erschreckt mich jetzt an Ihnen, daß Sie überall Böses, Beabsichtigtes gegen Sich [*sic*] sehen und daß das Bösesein also *schon in Ihnen* ist: als Phantasievorstellung und als Gegenwehr, aber von Andern Böses denken heißt das Gefühl in sich einnisten lassen, wachsen wie einen Krebs, wie ein Geschwür. Nein, Roth, ich *will* das nicht, das sind nicht Sie, das ist – und wenn Sie es hundertmal abstreiten – der Alkohol, der Sie gereizter, zornhafter gemacht hat [,] als Sie es in Ihrem Wesen sind, der Sie dem eigentlichen Roth entfremdet“ bzw. Anfang 1936: „Lieber, Guter, bitte, klagen Sie nicht immer die Zeit und die Schlechtigkeit der Menschen an, geben Sie auch zu, daß Sie selbst an Ihrem Zustand schuld sind und helfen uns, daß wir Ihnen helfen können. Erfinden Sie keine Sofismen [*sic*], daß der Schnaps edel, weise, productiv [*sic*] mache – il avilit, er *erniedrigt*.“ (21.1.36)

Roth hat in seinen Mitteilungen an Zweig nie ein Blatt vor den Mund genommen und gelegentlich Äußerungen von sich gegeben, die beim heutigen Leser kaltes Grausen hervorrufen, insbesondere da der Schreiber zu keinem Zeitpunkt davor zurückschreckte, seine Ansichten durch Invektive jeder Art zu

untermalen. Die Weimarer Republik zum Beispiel war für ihn schlichtweg eine ‚Scheißdemokratie‘ (7.8.32) und jeder gewöhnliche deutsche Staatsbürger „ein arschleckender Angestellter des Staates“ (7.11.33). Zweig beschuldigte er, mit „Scheißkerlen“ wie diesen viel intimer zu verkehren als mit ihm (7.5.37). Zudem hatte er über die meisten – sowohl jüdischen als auch nicht-jüdischen – Kollegen im Exil nichts als abfällige Bemerkungen übrig: Arnold Zweig war für ihn „ein hochbegabter Schwätzer.“ (15.12.32); Thomas Mann jemand, der „die Gnade, besser zu schreiben, als er denken“ besäße, ergo jemand, der „dem eigenen Talent geistig nicht gewachsen [sei]“ (15.11.33) und dessen neuer Roman [*Die Geschichten Jaakobs*; JT] Roth „anwidert[e]“, da er „die Konzeption des gemäßigten, protestantischen Teufels“ (24.1.34) sei. Döblin war für ihn „immer ein Krakeler“ und zählte zu den von ihm „abgründig gehaßten ‚aktivistischen Schriftstellern‘.“ (6.12.35) Ossietzkys KZ-Aufenthalt schließlich entlockte ihm – statt Bedauern – die ungeheuerliche Frage: „Wieviel Schaden würde er anrichten, wenn er draußen wäre?“ (26.8.34), ein schlimmer Ausrutscher, der an Johannes Urzidils brutale Aufforderung aus den frühen 40er Jahren erinnert: „Bei Leuten, die sich andauernd an der Ermordung wehrloser Zivilisten der unterjochten Nationen ergötzen, wird man sich nicht den Kopf zerbrechen, ob ihnen eine Kathedrale mehr oder weniger erhalten bleibt. [...] Man schone kein Kunstdenkmal, wenn man dafür einen Nazi los werden kann.“ Und selbst in militanter Stimmung gegenüber dem Nazismus lässt er noch seine feindliche Einstellung vis-à-vis gewisser deutschsprachiger Schriftsteller im Exil durchblicken, so etwa in einem Brief von Ende 1933, wo es heißt: „Gewiß trennt mich viel von Feuchtwanger. Aber nur, was Menschen vom Tier scheidet. Gegen stinkende Hyänen, gegen den Auswurf der Hölle ist selbst mein alter Feind Tucholsky mein Waffenkamerad. Und wenn die *Sammlung* tausendmal Unrecht hätte: gegen Goebbels, gegen Mörder, gegen die Schänder Deutschlands und der deutschen Sprache, gegen diese stinkende Luther-Fürze hat sogar *Die Sammlung* Recht.“ (7.11.33) Franklin D. Roosevelt letztendlich, den gerade gewählten US-Präsidenten, beschimpfte er als Schwindler und Gauner und bezeichnete ihn als einen Gangster, der Amerika beherrsche (24.7.33).

Politisch war Joseph Roth sowohl hellichtig – auf jeden Fall hellichtiger als Stefan Zweig – als auch naiv. Zwar glaubte er noch Mitte 1935, „Hitler dauert nicht länger mehr[,] als nur noch 1 1/2 Jahre [...].“ (24.7.35), war – als gläubiger Monarchist & Legitimist – kurz vor den Februar-Unruhen in Österreich noch der Meinung, „daß nur der Kaiser Österreich erhält und rettet.“ (24.1.34) und glaubte auch später: „[d]ie Habsburger werden kommen. [...] Österreich wird eine Monarchie.“ (24.7.35) Andererseits war er – wie bereits erwähnt – ausgesprochen hellichtig, so etwa als er Zweig schon kurz nach der Machtübernahme Hitlers schrieb: „Inzwischen wird es Ihnen klar sein, daß wir großen Katastrophen zutreiben. Abgesehen von den privaten – unsere literarische und materielle Existenz ist ja vernichtet –

führt das Ganze zum neuen Krieg. Ich gebe keinen Heller mehr für unser Leben. Es ist gelungen, die Barbarei regieren zu lassen. Machen Sie Sich [sic] keine Illusionen. Die Hölle regiert.“ (Mitte Februar 1933) Und obwohl er ca. einen Monat später noch der Hoffnung Ausdruck verlieh: „Ein Emigrantenlos möchte ich nicht erleiden müssen.“ (17.3.33), scheint er fast zeitgleich gespürt zu haben: „Unsere ganze Lebensarbeit ist [...] vergeblich gewesen.“ (6.4.33) und fürchtet zudem, dass „den Juden im Ausland noch manche Enttäuschung bevor[stehe].“ (zwischen dem 8. & 13.11.33); denn – hier bewies Roth wirklich Tiefblick in die Zeitgeschehnisse: „Es ist ein Kampf auf Leben und Tod zwischen der europäischen Kultur und Preußen.“ (7.11.33) Und – da gerade die Rede von Preußen ist – sei an dieser Stelle eine weitere Prognose Roths erwähnt, in der er sogar den Holocaust voraussah: „Die Preußen sind die Vertreter der chemischen, der industrialisierten Hölle, in der Welt.“ (22.5.33) Im gleichen Atemzug fragt man sich dann allerdings, was man von einem Ausspruch wie: „Ein Zionist ist ein Nationalsozialist, ein Nazi ein Zionist“ (14.8.35) halten soll!

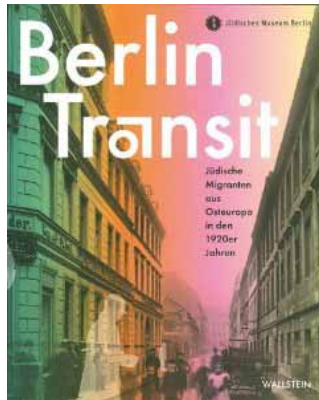
Roth – worauf Zweig immer wieder hinweist – lebte mit sich selbst und der Welt insgesamt (wie er an einer Stelle selber anmerkte: „Ich komme einfach mit der Welt nicht zu Rande.“ [17.2.36]) im Unfrieden, ein Zustand, an dem er weder etwas ändern wollte noch konnte, trotz aller Ermahnungen seines Brieffreundes, so etwa im Frühjahr 1936: „Ich bitte Sie innigst, vergeuden Sie nicht Ihre Kraft in unnützer Revolte, klagen Sie nicht andere an, biedere Geschäftsleute, die normal und ruhig rechnen, während Sie selber nie zu rechnen wußten. Jetzt oder nie ist für Sie der Augenblick, Ihr Leben entscheidend umzustellen [...]“ (31.3.36) Leider ist es hierzu nie gekommen und – allmählich, Roth jedoch durchaus bewusst (vgl. sein Schreiben vom 8. September 1937: „Sie entfremden sich mir [...].“) – setzte ein Auseinanderleben zwischen den beiden emigrierten österreichischen Schriftstellern ein (Zweig nannte Roth in einem Brief vom 17. Oktober 1937 seinen „Unfreund“), gleichwohl es nie zu einem vollständiger Bruch in der Freundschaft kam.

Die Aufmachung des vorliegenden Bandes ist – wie alle Bücher des Göttinger Wallstein-Verlages – vorbildlich: die Korrespondenz-Texte sind – soweit der Rezensent das beurteilen konnte – fehlerlos abgedruckt; im exzellenten Apparat (fast 300 Seiten lang) konnte lediglich ein Druckfehler ausgemacht werden; und das Nachwort von Heinz Lunzer – dem ehemaligen Leiter des Wiener Literaturhauses und einem Roth-Kenner – ist äußerst informativ!

Rezension von Jörg Thunecke, Nottingham

JÜDISCHES MUSEUM BERLIN: *BERLIN TRANSIT. JÜDISCHE MIGRATION AUS OSTEUROPA IN DEN 1920ER JAHREN*

Göttingen: Wallstein, 2012



Berlin Transit ist der Begleitband zu einer gleichnamigen Ausstellung des Jüdischen Museums (Berlin) in Zusammenarbeit mit dem Osteuropäischen Institut der FU Berlin vom 23. März bis 15. Juli 2012. Behandelt wird dabei im Rahmen von sechs Themenbereichen die osteuropäische (teils jüdische) Zuwanderung nach Berlin, hauptsächlich während des Zeitraumes nach dem Ersten Weltkrieg und der Machtübernahme Hitlers, als die Hauptstadt des Deutschen Reiches quasi zu einer Drehscheibe für all diejenigen wurde, die ihre alte Heimat in Russland, der Ukraine, Polen, Litauen sowie den ehemaligen Ostprovinzen des Habsburger Reiches auf der Suche nach einer neuen Heimat im Westen Europas, in Palästina oder in den USA aufgegeben hatten und Berlin vorübergehend oder dauerhaft zu ihrem Aufenthaltsort machten. Dabei versuchte die Ausstellung anhand einer Fülle bisher unbekanntes Materials herauszuarbeiten, dass Berlin zwar kein Sehnsuchtsort, aber doch mehr als nur ein Asyl gewesen war.

Geografisch konzentriert sich diese Migrationsgeschichte (siehe dazu die *Einführung* von Dohrn / Pickhan / Saß) auf zwei Berliner Stadtteile: das – arme – Scheunenviertel zwischen dem heutigen Rosa-Luxemburg-Platz, der Oranienburger Straße und der Schönhauser Allee und das – reiche – Charlottenburg, das aufgrund seines hohen russischen Bevölkerungsanteils auch Charlottengrad genannt wurde, im Alten Westen rund um den Kurfürstendamm. Ca. 500.000 Zuwanderer zeichneten sich während eines Zeitraumes von 15 Jahren in diesen Vierteln unter anderen durch ihre ethnische, religiöse und sprachliche / kulturelle Heterogenität aus. Insbesondere Anne-Christine Saß – die in diesem Zusammenhang jüngst mit einer Monographie des Titels *Berliner Luftmenschen. Osteuropäisch-jüdische Migranten in der Weimarer Republik* hervorgetreten ist – widmet sich in zwei Beiträgen dem Scheunenviertel und versucht dabei, die angebliche „Urbanität“ dieses Berliner Stadtteils herauszuarbeiten. Diese Beobachtung konnte man auch in der Ausstellung machen, denn ab und an mutete die Darstellung des Scheunenviertels sehr nostalgisch an, als ob man dieses Elendsviertel, was es de facto nun einmal war, zu einem gewachsenen jüdischen Shtetl verklären möchte. Obwohl diese Zielrichtung bis zu einem gewissen Grade sicher ihre Berechtigung hat, schält sich hierbei jedoch gleichzeitig eines der Mankos des vorliegenden Buches – und ebenso der Schau – heraus: dass nämlich die Abhandlung des immer wieder erwähnten „Verbrechermilieus“ dieses Stadtviertels – gekoppelt mit

der Versicherung, dass es sich dabei um ein gängiges Stereotyp handle – quasi vollständig ausgespart wird (und das, obwohl Döblins berühmter Roman *Berlin Alexanderplatz* gezielt darauf hingewiesen hat). In der Tat, die serienweise Behauptung – ohne gleichzeitig einen themenspezifischen Beitrag zu liefern, der diese im positiven oder negativen Sinne bewiesen bzw. widerlegt hätte –, ist auffällig, so sehr, dass man recht eigentlich vom Stereotyp eines Stereotyps sprechen könnte! Mit anderen Worten: die Autoren der verschiedenen Beiträge (siehe dazu auch die von Jochen Oltmer und Tobias Brinkmann) sind dadurch Opfer eines Teufelskreises geworden, den zu durchbrechen man sich als Außenstehender – dem derartige Vorwürfe nur zu geläufig sind – gerne geklärt gesehen hätte!

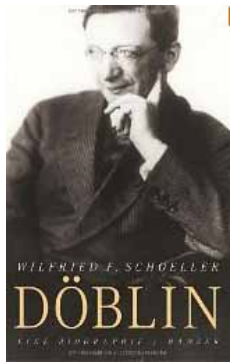
Der Katalog – parallel zur Ausstellung selber – wurde bereichert durch zahlreiche zeitgenössische Fotos (deren Funktion in mehr als einem der Begleitartikel kritisch beleuchtet wird; siehe dazu insbesondere den Beitrag von Ulrike Pilarczyk) sowie durch die Abbildung der Malerei einiger Künstler, die während der 1920er Jahre in Berlin tätig waren. Hervorzuheben sei hier die zehnteilige Pogromserie von Issachar Ber Ryback, die zum ersten Mal seit 1924, wo sie in Schöneberg ausgestellt worden war, wieder in Berlin zu sehen gewesen ist. Während sie im Jüdischen Museum ganz zu Beginn der Ausstellung dem Besucher ins Auge stach, muss bezüglich der Art und Weise der Präsentation des Bildmaterials im Begleitband herbe Kritik angemeldet werden: Denn statt Beschriftungen unter den jeweiligen Abbildungen wird der Benutzer auf nachfolgende Listen verwiesen, wo er sich die Einzelheiten mühselig raussuchen muss, wobei erschwerend hinzukommt, dass keine numerische Reihenfolge eingehalten wurde! Interessant sind ferner verschiedene ‚case histories‘, insbesondere die Geschichte des jüdischen Ölonternehmers Chaim Kahan (siehe dazu Verona Dohrn et al.) sowie die Abhandlung Karl Schlögels über die russische Diaspora in Charlottenburg.

Die kleine, aber informative Ausstellung zeichnete sich vor allem durch zwei positiv hervorzuhebende Aspekte aus: zum einen durch das beeindruckende, teilweise erstmals zugängliche Bildmaterial, zum anderen durch das abwechslungsreiche Begleitprogramm. Zwar ist die Schau am 15. Juli zu Ende gegangen, aber die Agentur *StattReisen Berlin* (www.stattreisenberlin.de/berlin) bietet auch weiterhin Stadtpaziergänge durch „Charlottengrad“ und das ehemalige Scheunenviertel an. Der Begleitband wiederum zeichnet sich durch die Qualität seiner Aufmachung und der Abbildungen aus; und gäbe es nicht den oben erwähnten Wermutstropfen – das heißt die Anordnung des Bildmaterials –, man könnte mit gutem Gewissen von einem gelungenen Werk reden!

Rezension von Jörg Thunecke, Nottingham und Magali Nieradka, Heidelberg

WILFRIED F. SCHOELLER: *DÖBLIN. EINE BIOGRAPHIE*

München: Hanser, 2011



Döblin sei die Symbolfigur für das schlechte Gewissen nach 1945 gewesen, das man nicht zugelassen habe, sagte Wilfried F. Schoeller im März 2012 bei einer Lesung anlässlich des Mannheimer Literaturfestes. Sein Roman *Berlin Alexanderplatz* habe Alfred Döblin berühmt gemacht, trotzdem sei er der große Unbekannte der deutschen Literatur geblieben. 2007 gedachte man des fünfzigsten Todestages des gebürtigen Stettiners – ein Buch über das facettenreiche Leben lag damals aber noch nicht vor. Also machte sich Schoeller an die Arbeit. Das Ergebnis ist eine rund 900seitige Biographie.

Für Wilfried F. Schoeller war die Beschäftigung mit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der Literatur des Exils kein Neuland. Der Literaturkritiker und –Professor schrieb über das deutsche Exil in Amsterdam, veröffentlichte Monographien zu Oskar Maria Graf und Heinrich Mann und gab die Tagebücher von Klaus Mann mit heraus. Nun hat er dem Kassenarzt und Kulturoffizier, dem Mystiker und Modernisten, dem Essayisten und Exilanten eine Stimme gegeben. Schoellers chronologisch angelegte Biographie gliedert sich in acht Kapitel, wobei Döblin selbst immer wieder zu Wort kommt. Dabei ist es sehr lesefreundlich, dass das Buch auf Anführungszeichen verzichtet und die Zitate stattdessen kursiv setzt. Die Biographie versammelt zum Teil erstmalig veröffentlichte Dokumente. Souverän meistert Schoeller die Materialmasse und das Buch ist auch für Nicht-Literaturwissenschaftler interessant zu lesen, denn er zeichnet zwar das Leben nach, aber ohne das unglaublich vielseitige Werk aus den Augen zu lassen, das für viele eine Entdeckung sein wird. Machen Sie sich am besten anhand der folgenden Leseprobe selbst ein Bild: http://files.hanser.de/hanser/docs/20111129_21111291641-95_978-3-446-23769-8.pdf.

Rezension von Magali Nieradka, Heidelberg

MEMBERSHIP INFORMATION

All International Feuchtwanger Society members receive the IFS Newsletter from the International Feuchtwanger Society as a benefit of membership and are invited to participate in the Society's symposia. The Society welcomes contributions in any language for its Newsletter.

To join the International Feuchtwanger Society, please request a membership form from Michaela Ullmann at ullmann@usc.edu.

AVAILABLE MEMBERSHIPS

Regular \$30

Student (up to 3 years) \$20

Emeritus \$20

Institutional \$50

Life \$300

The IFS welcomes your support!

OFFICERS OF THE IFS, 2011

| | |
|--------------------------|--|
| PRESIDENT | Ian Wallace (Clevedon - wallacei@blueyonder.co.uk) |
| SECRETARY | Marje Schuetze-Coburn (Los Angeles - schuetze@usc.edu) |
| TREASURER | Michaela Ullmann (Los Angeles - ullmann@usc.edu) |
| NEWSLETTER EDITOR | Magali Nieradka (Heidelberg - IFSNewsletterEditor@gmail.com) |
| MEMBERS-AT-LARGE | Daniel Azuelos (Amiens - azuelos.daniel@wanadoo.fr) Geoff Davis (Aachen - davis@anglistik.rwth-aachen.de) Arnold Pistiak (Potsdam - pistiak@rz.uni-potsdam.de) Jonathan Skolnik (Maryland - jskolnik@german.umass.edu) Frank Stern (Wien - frank.stern@univie.ac.at) Deborah Vietor-Engländer (Mainz - debenglander@hotmail.com) |
| LIFE MEMBERS | Linde Fliedner-Lorenzen, Manfred Flügge, Volker Skierka, Jonathan Skolnik, Ian Wallace, Tanja Kinkel |

EDITORIAL CONTACT

Magali Nieradka
Friedrich-Ebert-Anlage 46-1
69117 Heidelberg
Germany
Email: IFSNewsletterEditor@gmail.com

ISSN: 2156-0676

Published by University of Southern California Libraries for the International Feuchtwanger Society.

Articles copyright by the authors.

